II. Jahr Heft 24

# Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Karl Kraus, der Mensch / Rob. Müller: Tiefer Mittag am Mamluken-Meere / Hermann Koch: Taaus Anfang / Hugo Neugebauer: Memento / Ludwig von Ficker: Vinzenz Maria Gredler † / Otto Zoff: Der schöne, schöne Frühling / Bruno Frank: Der Verächtliche / Carl Dallago: Die Moral der Titanic-Katastrophe / Robert Müller: Totenstarre der Fantasie / An unsere Leser / Karikaturenfolge 48: Max von Esterle: Maler Thomas Riß (Meran)

Brenner-Verlag-Innsbruck

# Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
**Präzisions-Optik und Photographie**
**Illustrierte Preisliste kostenlos!**

**F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1**

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

---

**Ferd. Tschoner jun.**

Papier- und Schreibwarenhandlung

**Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.**

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental- anzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

**Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.**

# Der Brenner

II. Jahr Innsbruck / 15. Mai 1912 Heft 24

## Karl Kraus, der Mensch / von Carl Dallago

Daß ich seiner gedenken muß im Frühlingsmorgen um mich, macht mir Gedanken. Gerade seiner, der den Morgen über schläft, um nachts zu arbeiten, der in der Lebensführung so sehr von mir absticht. Sein Werk ist nachtgeboren und gibt doch soviel Helle, es ist lichtsüchtig — vielleicht eben, weil es dem Dunkel entsprang, es weiß mehr vom Trug der Nacht und darum auch mehr von der Notwendigkeit des Lichts. So erklärt sich mir auch, warum ich Kraus zugetan bin — warum der Frühlingsmorgen dieses Zugetansein in mir noch hebt. Kraus ist ein Licht, das erhellt.

Er spürte in sich wohl etwas sich entzünden, bevor er schrieb; so nannte er seine Zeitschrift „Die Fackel" — mußte sie so nennen. Sie brannte vielleicht auch manchmal mit Rauch und Ruß wie eine Fackel. (Ich kenne ihr Flammen zu Beginn nicht.) Ich denke mir, daß der Zorn in Kraus noch rauchend war, daß der Qualm noch roch und abfärbte. Es will alles seine Zeit, auch das Sichlauterbrennen, wenn man Flamme ist.

Kraus ist Glühen, ist eine Flamme. Ich habe ein Lodern wie seines an keinem Schriftsteller in unserer Zeit wahrgenommen. Er steht da als ein brennender Gegensatz zu den Uebervielen, in denen der Schacher zuhause ist. Er ist zunächst in Haß entbrannt gegen das Treiben

in seinem Volke. Aber der Schacher, auch der mit Geistesgütern, geht heute bereits in jedem Volke um, nicht nur in den Juden. So wird Kraus Einzelmensch und wertvoll jedem Volke. Sieht es doch zuweilen aus, als laufe das Bestreben der Zeit nur darauf hinaus, durch Geschicklichkeit im Schachern sich hervorzutun. Es könnte in einem den Ekel vor der Zeit gebären, falls diesem Schachern wirklich ein Führendes zukäme. Aber der Intellekt denkt und eine unbegreifliche Macht lenkt; die liegt sicher dem Sexuellen näher als allem Intellekt. Damit doch habe ich das Fahrwasser erreicht, darin Kraus am heimischsten ist, darin er als Schaffender seine verwegensten Fahrten macht und sein Segel den stärksten Wind fängt, sodaß die Fahrt oft wie rasende Jagd wird, ein Anblick, der dem nur-intellektischen Betrachter das Sehen und Hören verschlägt. Denn Kraus ist Anti-Intellektueller. In seinem letzten Werke „Pro domo et mundo" findet sich der gewaltige Ausspruch: „Es gilt, der Weltbestie Intelligenz, an deren Haß der Künstler stirbt, aber von deren Haß die Kunst lebt, den Genickfang zu geben". „Die vor Bildern grinst und Bücher über die Achsel liest, die sich durch Unglauben ihre Ueberlegenheit vor Gott und durch Frechheit ihre Sicherheit vor dem Künstler beweist!" — Wie innig und dankbar ich das Gesagte fühle! Es verbindet mich dem Autor innerlich in einer Zeit, wo der Intellektuelle nur die Larve des Philisters ist.

* * *

Als ich Kraus das erstemal vor ungefähr Jahresfrist las (ich kannte vorher keine Zeile von ihm), fühlte ich hinter dem Gelesenen einen gütigen Menschen. Seine Güte jedoch verbarg gleichsam das Gütigsein und ging einher in der Maske von Hohn und Spott, von beißendem Humor oder einer kühlen Härte. Als Führendes aber war lodernder Haß da, der aus der Seele zu wachsen

schien und ihr doch wiederum mehr wie Hülle und Deckung lag, um einen Schmerz zu erdrücken. Der Schmerz kam wohl von Liebe. Und der Haß folgte erst nach. Zuerst war das Sehen, das Hineinsehen in Menschen und Zustände. Es ließ Kraus sich entsetzen vor einer Welt, die darauf ausgeht, gerade dem Menschlichsten die Hölle auf Erden heiß zu machen. So ist seine Güte hart geworden und sprüht Haß aus. Es wäre Haß aus Liebe, die revoltierte, aus Empörung vor Liebe. Mit der Liebe starb vielleicht in Kraus seine Jugend, denn Hassen ist Erfahrung und die macht alt: er will nun alt scheinen — alt und ungütig, um sicher zu sein vor Zudringlichkeiten und Belästigungen der Welt. Die Geistigkeit seiner Künstlerseele, die sich selber angehören will, mag nach dieser Weltrichtung kein Gefallen mehr erregen; sie will von sich eher abstoßen und entfernen, wenn sie durch das geistig zudringliche und rohe Marktgemenge hindurch muß. So glich ursprünglich die Seele in diesem scheinbar frivolen Spötter vielleicht eher einer jungen Schönen, die, weil sie innerlich vergeben ist, sich ein schlechteres oder ältliches Aussehen zu geben sucht, wenn sie durch zudringliches und rohes Mannsvolk hindurch muß.

* * *

Wo Güte getreten wird, wandelt sie sich in Härte. Es ist Wandlung aus Not, aus Selbsterhaltungstrieb. Denn Güte ist ursprünglich weich, ihre Lust ist die Nachgiebigkeit. Der gütige Mensch fühlt bald das Güteloſe in der Welt, die in ihrer Unfähigkeit die Güte für Schwäche hält und sie danach behandelt. Es ist die Welt unserer Zivilisation, die genug Grausamkeiten dort begeht, wo sie sich stärker vermeint. Ihre Unfähigkeit hält auch den Starken für schwach, denn sie sieht ihn nur vereinzelt oder gar allein, und sie rechnet immer nach der Zahl; ist doch nur die Ueberzahl ihre Stärke. So tritt sie immer

auch auf den Starken, der immer auch gütig ist. Da kommt die Enttäuschung: es gibt Etwas nicht nach. Es ist nicht mehr Weiches da, das sich treten läßt, die Güte ist hart geworden. Jeder Draufritt verletzt nun die Tretenden. So wird Härte ein Kennzeichen des starken und gütigen Menschen.

Die Härte an Kraus ist schon an seinem Stil konstatierbar. Man fühlt, sie reicht in seine Seele hinein: Nur größte Härte verträgt solchen Schliff. Kraus ist hart geworden. Alle Grausamkeiten unsrer Zeit traten auf sein Inneres. Die Unkultur einer ganzen Großstadt trampelte auf ihm herum. Es machte seine Güte zuletzt wohl hörnern wie das Drachenblut die Haut Siegfrieds. Aber wer dieser Härte mit den Ohren der Seele lauscht, hört noch die Güte durchtönen. Oft mehr, oft weniger. Jedenfalls macht sich fühlbar: es ist Güte in ihm.

Ich gebe hier aus den Schriften Kraus' einige Stellen, die mir sprechende Belege seiner Güte sind: — Einmal die Stelle, von der Karin Michaelis berichtet: „Vor allem entsinne ich mich eines Fragments aus seinem Buch „Die chinesische Mauer", wo er in zwei Spalten einander zwei Zeitungsausschnitte gegenüberstellte, die nicht riefen, sondern wie in Todesangst schrien gegen menschliche Ungerechtigkeit und Dummheit. Ein Dienstmädchen hatte ein uneheliches Kind geboren. Sie gab es in ein Dorf in Pflege, von ihrem geringen Lohn wollte sie vier Fünftel für das Kind opfern. Denn sie liebte es. Eine Woche oder einen Monat später gab man ihr das Kind zurück. Warum? „Wenn sie sterben sollte, würde das Kind der Gemeindefürsorge zur Last fallen". Sie nahm das Kind und brachte es in ein anderes Dorf, aber auch da fürchtete man das vaterlose Kind anzunehmen. So versuchte sie es mit vier Dörfern. Dann tötete sie das Kind, und dann wurde sie zum Tode verurteilt. Karl Kraus zitierte das Gerichtspro-

tokoll kalt und nüchtern, ohne ein Wort hinzuzufügen. Sein Kommentar bestand darin, in der anderen Spalte wörtlich einen Artikel aus einem katholischen Blatt abzudrucken, in welchem stand, wie man ungeborne Kinder im Mutterleibe zu taufen habe, wenn die Mutter im Sterben läge". Das katholisch-medizinische Blatt enthielt folgendes: „Das Taufwasser muß reines Wasser sein. Die Hohlnadel hat eine Länge von 10 Zentimetern. Bei Kopflage wird die Nadel zwei Querfinger oberhalb der Symphyse senkrecht eingestochen. Vorher soll die Mutter urinieren. Die Hohlnadel wird eingestochen, bis man auf eine resistente Stelle gelangt, welche auch durch mäßiges Andrücken der Nadel nicht überwunden werden kann! Diese Resistenz bieten die Kopfknochen dar. Findet man diese Resistenz nicht, so wird die Spritze bis an die Bauchhaut zurückgezogen, sie wird in anderer Richtung nach rechts, nach links, nach oben und unten eingestochen, bis man den Kopf findet . . . Falls etwa einer sterbenden Mutter eine Entkleidung zu beschwerlich fallen würde, so kann auch der Einstich der Nadel ganz leicht über dem Hemde vorgenommen werden. Ja selbst aufs Geratewohl kann man an einer beliebigen Stelle des vorgewölbten Bauches durch die Kleidungsstücke hindurch den Einstich machen. Dann besitzt allerdings die Taufe nur wahrscheinliche Gültigkeit. Hat man den Knochen mit der Nadelspitze gefunden, so wird die Nadelspitze mit ziemlicher Kraftanwendung so weit als möglich in den Knochen eingespießt!" (Es handelt sich ja darum, der Taufe sichere Gültigkeit zu verleihen.) — Welche menschliche Regung möchte hier dem Gedanken nicht das Gesicht zertreten? In Kraus scheint vor Unmaß an Widerwillen das Wort erstickt. Welche Güte möchte noch ihre Empörung solcher unmenschlichen Verblödung entgegensetzen? Ich fühle hier: Wo religiöser Wahn die Wissenschaft schwängert, gebiert sie Greuel. Und im Falle der

Kindsmörderin erleidet die Gerechtigkeit von der herrschenden Moral der Philister die Behandlung einer Dirne. Kraus gibt mit der stummen Zurschaustellung der zwei Begebenheiten sein Erlebnis an ihnen; es erzählt, daß er leidet; ihm zugrunde liegt Güte.

„Ich rufe die Rettungsgesellschaft zu einem Werk der Nächstenliebe": so vernimmt man in einem neuen Fall Kraus' Stimme, die für eine Tote eintritt, deren Erben zwar den Lebensberuf der Verstorbenen verachteten, nicht aber das Vermögen, das dieser Beruf eintrug. So unterblieb die Erfüllung des Wunsches der Toten, ihr einen Grabstein zu setzen, trotz des vielen hinterlassenen Geldes, das umso voller im Besitze der Erben blieb. Nun finden sich leicht Mittel und Wege, solcher Unanständigkeit einen anständigen Anstrich zu geben, daran gesetzlich nichts auszustellen ist. Die Unanständigkeit wird dadurch nur größer. Kraus legt sich ganz in den Anlaß hinein; er rüttelt ein Gewissen des Gefühls wach, das unsre soziale Zeit beständig mit Füßen tritt; er wächst, indem er sein Empfinden dartut; er mahnt, er droht, er glüht abschließend hinaus: „vivos voco, mortuos plango, fulgura frango!" Auch dieses drohende Glühen ist gewiß einer Güte entsprungen.

Besonders gewichtig für das Gütige in Kraus aber sprechen mir seine Worte: „Zum Tod eines Begrabenen". Hier bringt er uns zwei Tote in Erinnerung, deren Leben das Zeitungswesen verschluckt hatte ohne ihren Wert zu kennen. Sie hießen Ludwig Porges und Sigmund Wilheim. Von diesem berichtet Kraus: „Ich war, noch unter dem Eindruck seines Feuilletons „Der einsame Spatz" daran, dieses siebzigjährige Talent zu entdecken. Da floß die Stimmung des Blattes, das vor mir lag, mit der Meldung seines Todes zusammen, und es bleibt nichts übrig, als ihm nachzusprechen, was er seinem verstorbenen Freunde Ludwig Porges nachgesagt hat: „Er ist keiner von den Größen

der Publizistik gewesen, aber in seiner Art ein Großer, ein untadeliger Mensch voll edlen Sinnes für das, was die Seele zu den Höhen erhebet, ein treues kindliches Gemüt, ein verläßlicher Freund, ein Ehrlicher und Gerechter. O, wie sich alles lichtet um uns und wie es dennoch immer finsterer in diesem Leben wird!"" Kraus fügt hinzu: „Und es bliebe mir nur noch zu sagen, daß es um einen, der diesen Satz schreiben konnte, schade ist." — Wer hört hier nicht Kraus' Trauern heraus um das Hinscheiden eines wertvollen Menschen? Wer spürte hier nicht, daß etwas in Kraus vor dem wundervollen Satz Wilheim's ganz milde geworden ist? Wer fühlte hier nicht Kraus' Empfänglichkeit für wertvolle Gaben und Menschen?

Vielleicht trägt das hier Gebrachte dazu bei, daß jene, die an Kraus bis jetzt „die Schärfe des Geistes, Geschmack, Witz und die unermüdliche Streitbarkeit des Temperaments" bewunderten, nun auch jenes Leidende und Leidenschaftliche an ihm wahrnehmen, dem Güte — Güte seltenster Art — zugrunde liegt.

* * *

Es gibt heute noch gewiß mehr Tadel für Kraus als Lob. Das macht schon die Ueberzahl seiner Gegner. Aber wo die Mehrheit steht, ist der Wert selten heimisch. Die große Zahl einer Gegnerschaft spricht eher für den Wert eines Tuns als dagegen. Kraus hat zudem ganze Machtbestände gegen sich. Ich aber sehe mit ihm das Faule an diesen Machtbeständen: das Faule an der Presse, an der Gesellschaft, an unserer Moral, um nur lärmendste Bestände zu nennen.

Ich höre weiteren Tadel, auch von mir nahe stehenden Menschen. Man hält Kraus nicht für ehrlich, zumindest für sensationslüstern. Dabei ist manche Stimme so, daß man fühlt, sie glaubt was sie ausspricht, also ehrlich. Ich finde alle derartigen Stimmen einem Schein erlegen. Den

hat ein Gestalter des Aktuellen wie Kraus leicht gegen sich, wo ein Hörer am Anlaß hängen bleibt und nicht am Gestalten des Anlasses. Dieses Gestalten jedoch müßte, wo es genügend erkannt wird, den Betrachter aufklären. Denn niemals ist ein Gestalter sensationslüstern, der den Stoff so gestaltet, daß der Nur-Sensationslüsterne nicht mehr folgen kann. Auch Kraus hatte seine Lehrzeit; aber seine Entwicklung ist so, daß der sensationslüsterne Hörer immer weniger auf seine Rechnung kommt.

Die Ehrlichkeit des Kritikers sollte feinste Fähigkeit eines Innern sein und nicht nur ehrliche Meinung! Die ist ungemein leicht verschiebbar; sie ist oft durch ein Vorurteil, durch eine Gewohnheit, durch eine Empfindlichkeit schon zu trüben und kann sogar erblinden. Wie soll derartige Ehrlichkeit genügen, über ein Ehrlichsein gerecht zu urteilen? Man müßte hier vorher fragen: ob, was ehrlich sein *will*, auch ehrlich sein *kann*? Ob keine Empfindsamkeit, keine Gewohnheit, kein Vorurteil da ist, die unbewußt mitreden?

Bei Kraus ist Ehrlichkeit immer zugleich Fähigkeit; er wird von dieser Fähigkeit gleichsam gehandhabt, sie besorgt in ihm die Diktion. Er beansprucht gewiß nie einem Ding objektiv gerecht zu werden; er nimmt den Anlaß auf wie einen Drang, ja er wird vom Anlaß aufgenommen, fühlt sich in den Anlaß hineingetragen und erschließt sich, entfaltet und entflammt sich am Anlaß. So mag Kraus zuweilen übers Ziel schießen, nie aber wird der Vorwurf einer Unehrlichkeit auf ihm ruhen können. Der erreicht ihn gar nicht; weil solcher Vorwurf sich an den Anlaß hält und nicht an dessen Gestalter, der im Anlaß nur sich selber als Kraft kundtut. So ist der Mensch Kraus immer zu sehr Künstler, um jemals *nur* Beurteiler zu sein.

Man sagt Kraus auch nach: er habe fast ausschließlich gut arische Anhängerschaft, die Juden seien zu schlau, sie gingen ihm nicht auf den Leim; daher stamme wohl sein

Antisemitismus. Hier muß ich entschieden verneinen. Kraus ist nicht Antisemit. Sein Menschentum drängt Nationalität und Rassen-Angehörigkeit auf einen Nebenplatz. Immerhin ist er Jude und Deutscher genug, um sich der Vielen seines Volkes zu schämen, um deren Schlechtes zu hassen. Man haßt Schlechtes dort am meisten, wo man liebt, nicht wo man haßt. So an seinem Volke, an den Angehörigen, an sich selbst. Je höher man jemand hält, umso mehr muß man von ihm auch verlangen können. Nur Tröpfe schmeicheln den Schwächen ihrer Nächsten. Kraus setzt dem Faulen im Judentum am meisten zu. Es könnte bedeuten: er traue den Juden noch am meisten zu. Und daß er die Schlauen nicht für sich gewinnt, ist mir nur ein Kennzeichen mehr seiner Stärke, seines Wertes. Was sollte die Schlauheit dort anfangen, wo innere Kraft jeder List ausweicht? Was hätte sie bei der Kunst zu suchen, die erst dort beginnt, wo von Schlauheit jede Spur getilgt ist?

Insoferne große Fähigkeiten anziehend sind, kann man, wo sie sich vorfinden, auch von einem „Auf-den-Leim-gehen" reden. Das Ueble der Redensart verliert sich an der Sachlage: so geht man vielleicht einem echten Trunk auf den Leim, der Anmut eines Weibes, den Reizen eines Kunstwerks, oder eben dem Glühen eines Menschen, das in einem Schaffen umgeht. Richtig mag sein, daß Kraus im eigenen Volke im allgemeinen wenig Neigung erweckt, obwohl Fähigste darunter ihm anhängen. Eine ausgesprochene Ueberlegenheit wird von der Allgemeinheit der Zunächststehenden zumeist als störend empfunden. Trotzdem erschließt sich Kraus freudig jeder echten Begabung in seinem Volke, wenn sie ihn groß genug dünkt. Wie sorgsam hätschelt er nicht Peter Altenberg, wie verehrt er nicht Else Lasker-Schüler!

Die überlegene Häufigkeit der Schaustellung jüdischer Könner-Talente befriedigt ihn freilich nicht. Aber wahrhaft

Hervorragendes ehrt er überall, wo er es findet; ja er scheint danach zu hungern und zu dürsten.

Das erbrachte ihm vielleicht das Motiv zu seinem ersten Konflikt mit der Presse als einer Macht, die alles Mittelmäßige hervorragend behandelt auf Kosten des Hervorragenden. Er sieht die Willkür dieser Macht anwachsen, erlebt ihre Käuflichkeit aus nächster Nähe und — reißt eine Kluft auf zwischen sich und ihr. Die Presse-Sippschaft vergilt es ihm redlich. So kann Kraus berichten: „Ich glaube nicht, daß irgendwann in der Welt eine Fülle schändlicher Taten so viel sittliche Entrüstung ausgelöst hat, wie in der Stadt, in der ich lebe, die Unverkäuflichkeit meines Denkens . . . Seit Jahrhunderten wurde nicht gespien, wenn ein Schriftsteller vorbeiging." Ich fühle gerade diese Verunglimpfungen, die dem Schriftsteller gelten, um den Menschen Kraus einen Schimmer legen. Dabei ist Kraus heute schon Sieger — wie Künstler Sieger sind — und wird es immer mehr werden. Die Presse mag sich selber für eine Großmacht halten, der Kunst kann sie nur Magd sein. Daß es so ist, bestimmt die Kunst und nicht die Presse. Die Kunst wird der Presse nie gehorchen können; wo sie der Presse gehorcht, ist sie nicht mehr Kunst. Das weiß der Künstler; es macht ihn sicher der Presse gegenüber. Es liegt wohl ein selbsttätiges religiöses Bestandteil im Künstlerischen, davon eine äußerliche Macht nichts wegzunehmen vermag. Dieses Künstlerische geht auch in Kraus um, es nährt die Flamme seines Innern. So etwas läßt sich mit Totschweigen nicht ersticken. Im Gegenteil: das Totschweigen durchsetzt die Macht des Totschweigers. Und was auch Kraus' bewunderungswerte Streitbarkeit nicht auszurichten vermochte, richtete das systematische Totschweigen dieser Streitbarkeit aus. Es zeigt auf: daß, wenn ein Künstlerisches stark genug ist, es auch ohne Hilfe der Presse durchdringt; es macht damit

ihre Vermittlung im Künstlerischen hinfällig. Das hätte der Ring der Wiener Presse Kraus gegenüber bedenken sollen. Es hätten Herr Benedikt und die Neue Freie Presse auch wissen sollen, daß Zusammenstehen und Gewalt wohl für ein Geschäft bestimmend sein mögen, aber nicht für die Wege der Kunst!

* * *

Nach der Innsbrucker Kraus-Vorlesung schrieb mir ein Bekannter: „Haben Sie so schlechte Augen, daß Sie das reinste Theologengesicht bei Kraus nicht entdeckt haben?" Darauf erwiderte ich ungefähr: Aber dann eines Theologen der Sexualität. Es mag Wahres enthalten; ich denke jetzt noch daran in ruhigem Erwägen. Die Art, wie Kraus vortrug, macht das innerliche Glühen und Sichverbrauchen deutlich ersichtlich. Es erinnert an echte Streiter Gottes. Und die ältesten Streiter und Wissenden um Gott waren wohl auch Wissende um das Geschlecht. Die älteste und ursprünglichste Priesterschaft war vielleicht die des Geschlechts. Die Sphäre der Inbrunst erwächst heute noch aus der Sphäre der Brunst. Wer wollte hier nur Gewisses vorbringen können? Uns wurden seit Jahrhunderten die Fühlfäden unterbunden, die hier Anschluß erbrächten; uns war das Geschlechtliche als das Unheil hingestellt. Des Unheils ist darum nicht weniger geworden, und sicher stellte sich das Geschlechtliche von selber als das Heil hin. Freilich, wer mit dem Geschlechtlichen sein Spiel treibt, dem spielt es übel mit. Kraus ist hier Spielverderber. Seine „Unmoral" entblößt die Moral: so erkennt man erst, wie häßlich die aussieht, und man versteht, daß sie gekleidet einhergehen muß, um vorzutäuschen. Es geht eine Wandlung vor: die Moral wird zur Kupplerin, die Dirne aber zeigt sich als Dienerin der Geschlechtlichkeit. Indem sich Kraus zum Anwalt des Dirnentums aufwirft, wächst er zum Priester des Geschlechtlichen an und

wehrt einem Spieltreiben mit diesem. Denn es treibt sein Spiel, wer eine Dirne gebraucht und ihren Stand verunglimpft und nicht wer das in Schutz nimmt, womit er Umgang pflegt und was er für natürlich hält. Herkommen und Sittlichkeit trachten nach Schutz für den Philister vor Verführung durch das Dirnentum, höher und nötiger ist das Bestreben Kraus': Die Dirne zu schützen vor der Moral des Philisters.

* * *

Den weiteren Tadel gegen Kraus nehme ich nicht mehr ernst. Was sagen Vorwürfe wie: Er sei ein Verleumder, als Mensch degeneriert und ungesund, als Schriftsteller eine Null, wenn sie nicht im geringsten mit Belegen unterstützt werden können, ja wenn, was man vorbringt, nur für blinde Erregung zeugt, die sich selber irre führt. Stammt solcher Tadel von einem Künstlerisch-Schaffenden, frißt ein derartiges beharrliches Unrechttun vom Schaffensvermögen. War der Tadler Angreifer, muß er sich auf Gegenwehr gefaßt machen. Und hat er Sache und Gegner unrichtig bewertet, muß er eben die Folgen tragen. Die Gegenwehr kann er dem Gegner nicht verübeln, und wenn er ihm die Ueberlegenheit verübelt, macht er sich nur umso unterlegener. Einen Gegner wie Kraus unterschätzen, heißt, ihn nicht hören, ihn nicht verstehen. Da muß man ihn eben fühlen. Das mag wehe tun, weiß doch sein Wortwitz schon tief zu verwunden.

Man hat Kraus sogar sein Aeußeres zum Vorwurf gemacht. Der bessere Mann aber sollte wissen, daß Größe sich nicht ungern verbirgt. Ich will hier nicht vergleichen. Sicher ist: es hat wohl jedes Volk schon bedeutendste Menschen von unscheinbarem Aeußeren gehabt. Man denke nur an Voltaire, an Leopardi, auch an Schopenhauer. Es gab sogar genialste Krieger von unansehnlicher Gestalt. Auch Kraus ist schöpferischer Krieger. Ich

fühle mich durch ihn zuweilen an Napoleon erinnert: so in der Auffassung des Weibes und in der glänzenden Art, wie er seine Polemik zum Siege führt.

Man schätzt eben nicht mehr nach Leibesmuskeln den Wert derer, die ihr menschliches Vermögen in geistiger Produktion kundtun. Nur in ihren Gesichtszügen forscht man etwa noch nach dem Gehalt ihrer Menschlichkeit. Ich sah Kraus bei einer Vorlesung und ein wenig im Beisammensein. Ein Sichauftun und wieder ein Sichverschließen machen sich an ihm überraschend ersichtlich. Letzteres wohl mehr in Lärm und grellem Licht. Markt und Gassen machen ihn hängend, steif, gleichsam flügellahm. Im Vortrag macht sein Sichauftun die verschiedensten Grade durch. Man wähnt oft das innere Flammen durch die Körperlichkeit schimmernd. Die Haut ist dann wie durchsichtig, der Gesichtsausdruck wechselnd. Man schaut viele Gesichter, die einander ablösen. Die Erregung geht in seine Haltung über, jede Geste verlautbart sie. Alle Fülle scheint da an Kraus wie aufgezehrt von inneren Bränden. Die Haltung ist hart, die Finger knöchern, verbebt und blutleer, weil alles Blut die Flamme speist, die zuinnerst lodert. Es läßt den Betrachter fast ahnen: Auch der Geist kann einen Leib ausbrennen, wie die Glut einen Ofen. Bei Kraus liegt vielleicht dieser Fall vor. Sein Flammen scheint seinen Leib zu verzehren.

* * *

Weil Kraus gegen Harden und Heine geschrieben hat, vermeint man Belege zu haben für Kraus' Antisemitismus. Vorerst: Herr Harden läßt sich nicht neben Heine stellen. Auch Kraus tut es nicht und hält den Rangunterschied aufrecht. Aber die argen Folgen täglich um sich verspürend, die Heine's zeitweilige spielerische Ornamentik (der wohl auch Charaktermangel zugrunde lag) angerichtet hat, wurde er wohl innerlich genötigt *diese* Seite Heine's dar-

zutun. Warum nahm auch der Feuilletonismus so schrecklich überhand! Warum verlegen so häufig die Feuilletonisten, die uns mit ihrer Leere eine Fülle vortäuschen, den Künstlern die Wege zur Oeffentlichkeit! Kraus liebt die Kunst und erkennt vom Feuilletonisten: „Die Kunst weicht vor ihm zurück wie der Gletscher vor dem Bewohner des Alpenhotels". Ein derartiger Feuilletonist aber ist imstande und beruft sich für das Künstlerische seiner Tätigkeit leider mit einigem Recht noch auf Heine. Es scheint mir die Stelle, wo Kraus' Tadel gegen Heine einsetzt; er begrenzt in dem ausgezeichneten Vorwort zu seiner Heineschrift klar deren Vorwurf, wenn er sagt: „Diese Schrift indes, soweit entfernt von dem Verdacht, gegen Heine ungerecht zu sein, wie von dem Anspruch, ihm gerecht zu werden . . , erschöpft das Problem Heine nicht. . . . Die ihn zu schützen vorgeben, schützen sich selbst und zeigen die wahre Richtung des Angriffs". Ein Funke guten Willens und sonst noch das Nötige in sich, und es muß auch im Heineverehrer der Tadel gegen Kraus verstummen.

Anders verhält es sich mit Maximilian Harden, dessen schwülstiger Stil feineren Ohren die erste Verdächtigung gegen den Menschen im Stilisten zuraunt. Kraus mit seinem empfindlichen Gehör für alles Unechte hat hier nur aufgedeckt, was das Aufgedonnerte jenes Stils bereits argwöhnen ließ: daß sich da einer für mehr ausgibt, als er ist. Denn dem Menschen Kraus ist die Sprache Erlebnis; er fühlt sie als ein Körperliches, als ein Gebilde von Fleisch und Blut. So wird ihm der Stil wohl wie Haltung und Gangart, auch wie Gewandung dieses Körperlichen, das sich im Stil verhüllt und doch zeigt wie ein Weib in der Kleidung. Und er, der von Bismarck als einem „Sprachmeister" spricht und bei Ludwig Speidel von einem „Zug der Sprache", mußte das Umzugartige und Kostümierte im Stil Harden's bald als Mangel an Echtheit empfinden,

mußte des Unechten immer mehr werden sehen, wenn er durch die Kleidung nach dem Körper, durch die Rüstung nach dem Träger forschte. Und als Harden sich nicht scheute, in der üblen Tracht konventionellster Moral in ein heikelstes Gebiet des Geschlechtslebens einzudringen, um sich politisch wichtig zu machen, zerfetzte ihm Kraus die ganze Vermummung. Wie Kraus dies tat, ist einzig. Ein glühendes Temperament ist hier im Worte völlig Gestalt geworden.

* * *

Robert Scheu's Schrift über Karl Kraus enthält viel Ansprechendes. In zwei wichtigen Punkten jedoch scheint sie mir Kraus nicht gerecht zu werden, nämlich: puncto Weib und Politik. Scheu hätte sich hier an seine Erfahrung halten sollen, die ihm sagte: daß Karl Kraus noch jedesmal um eben die Strecke voraus war, um die ihn Scheu zurück wähnte. Dies außer acht lassend, meint Scheu von Kraus: „Seine Abneigung gegen die Politik kommuniziert mit seiner Gleichgültigkeit gegen die Mutter durch verborgene Kanäle der Persönlichkeit... Die Politik als gleichberechtigte Welt mit ihren wunderbaren zwingenden Gesetzen, dieses Fatum ist für ihn nichts als ein Monstrum. Dieser Welt nahe zu treten, scheint ihm versagt zu sein". Hier verneine ich. Gerade daß es Kraus versagt ist, die Politik als eine Welt mit eigener Gesetzlichkeit anzusehen, spricht mir für das Weitgekommene seines Menschentums, spricht mir für ein tiefes Vordringen zu sich und den Dingen, das sich vom Intellekt nie unterjochen ließ. Scheu ist hier noch Politiker und hält die Politik als ein Ding für sich und traut ihr eigene zwingende Gesetze zu. Und fühlt nicht, daß ihn dabei eine Aeußerlichkeit zudecken will. Wie anders Kraus, der in Bismarck beispielsweise einen Kopf sieht, „dessen künstlerische Materie gleichsam nur zufällig die Politik war". Mein Empfinden brachte Verwandtes auf, nur in anderer Worttracht, wenn es in

Bismarck einen Menschen sieht, der sein Menschentum in die Politik hineintrug und so als Politiker Künstler war. Denn nicht die Politik hat ihre zwingenden Gesetze, sondern das Menschentum, das, wenn es groß und stark genug ist, sich auch in der Politik als eine Gesetzlichkeit fühlbar macht. Ist nun kein hinreichend Starker da, der seine Gesetzlichkeit in die Politik hineinträgt, so täuscht man sich in dieser eine Gesetzlichkeit vor. Kraus läßt sich hier nichts vormachen; seine Schätzung des Politikers entzückt mich: sie weist dem Politiker den Platz an zwischen Aestheten und Dummköpfen. Die Gegenwart muß ihm recht geben und die Zukunft noch mehr. Der Politiker als Parteimensch ist Handlanger einer Sache, wo er nicht nur Geschäftsmann ist. Er versperrt sich den Weg zu sich und dadurch auch zu einer Gesetzlichkeit, wo er nicht äußere Einrichtung dafür ansieht. Seine Arbeit setzt dort ein, wo die Sache für ihn am versprechendsten aussieht: es ist an der Oberfläche der Dinge, in die er nie eindringt, da er selber nur Oberfläche ist, und Fläche in Fläche nicht eindringen kann. So entsteht ein Sich-Aneinanderreiben und Sich-Verschieben von Aeußerlichkeiten, die sich wichtig genug ausnehmen mögen, solange niemand da ist, der den ganzen Trödel zur Seite schiebt oder zerbricht. Man sehe doch unsre Politiker an. Aus meinem Leben kenne ich einen einzigen, den Durchschnitt weit überragenden Mann, der für den Reichsrat kandidierte und durchfiel. Die Schwätzer und Gewandten im Vortäuschen haben auch hier mehr Erfolg. Es stehen gewiß viele, die das Volk heute in der Politik vertreten, unter dem geistigen Mittelstand. Ich habe noch von Wien her Parlamentssitzungen in Erinnerung, in denen sich mir ein Großteil der Abgeordneten — nicht zumindest die Deutsch-Völkischen — unreif genug auszunehmen schien. Man saß reitlings auf Sesseln, wohl auch auf Pulten oder Tischen und schlenkerte mit den Beinen, spazierte und gestikulierte so losgebunden, als nur möglich.

Der Eindruck war so, als ob sich ein Nichthineingehöriges in ein vornehmes Gelaß verirrt hätte und nun durch freches Benehmen sein Heimischsein bekunden wollte. Der Gläubige benimmt sich anders. Und der geringste taugliche Politiker müßte an den Staat glauben, wie ein Gläubiger an seine Kirche, nicht wie ein Händler an sein Geschäft. Dann wäre vielleicht auch Politik fruchtbar. So aber lernt der Mann, der Mensch genug ist, sich abwenden von Politik und Politikern. Und schaut zugleich nach Menschentum aus, das hier einmal wieder seine Gesetzlichkeit — sei es als Staatsmann oder als Kriegsmann — zur Geltung brächte. Ein derartiger Mensch doch müßte ein großer Tatenmensch sein, und der ist selten.

* * *

Kraus und das Weib: Hier finde ich Scheu in konventionelles Gestrüpp verstrickt; es hindert vielleicht seine Auffassung zu Kraus' Wesen vorzudringen. So sagt er, hier versagend, aus: „Es erregte Verblüffung, als Kraus mit souveräner Verachtung der öffentlichen Meinung . . . die Prostitution als natürliche — nicht als soziale — Kategorie proklamierte. Er wurde dabei zum Romantiker und gerict in einen eigentümlichen Zwiespalt. Während er über die Feministen die Lauge seines Spottes ausgoß, wurde er selbst zugunsten des weiblichen Geschlechtes ungerecht gegen den Mann. Das macht, er ist den Frauen gegenüber zu viel Liebhaber. — Er ist immer Page. Aber die Halbwelt ist doch nur die halbe Welt."

Hier hört man das Konventionelle in Scheu deutlich heraus. Was dieses sich unter Welt denkt, ist erst recht nicht die Welt — wenigstens für den Künstler und Menschen nicht; so auch für Kraus nicht. Der findet die Spur zu seiner Welt heute wohl mit Recht mehr in der „Halbwelt". Sie mag oft verkommen genug aussehen, so abgegriffen und beschmutzt scheint sie, aber das Natürliche am Weibe ist

in ihr noch auffindbar, es ist nicht getilgt. Denn das Weib ist ursprünglich Geschlechtswesen, ist Trägerin einer Geschlechtlichkeit. Gattin und Mutter sind erst Folgeerscheinungen. Die Geschlechtslust an sich hat nichts zu tun mit dem Gattenstand und mit der Zeugung. Wenn sich ein Weib nur des Kindes wegen hingibt, ist bereits ein Vorzug am Weib einem Mangel gewichen. Freilich ist das Kind die natürliche Folge vollkommener Vereinigung von Mann und Weib — aber eben nur Folge, die vielleicht den Sinn hat, der Lust durch Schmerz Weihe zu geben und so das ganze Gebiet der Lüste zu regeln und zu vertiefen. Kraus aber hält sich nicht auf bei den Folgeerscheinungen — sie liegen seiner Natur nicht —, er dringt weiter vor und verweilt erst vor dem geschlechtlich Ursprünglichen, gleichsam vor der Urfächlichkeit der Lust: vor dem Primärsten am Weib und an der Liebe.

Der „Page" wäre demnach höchstens eine Geste seines Verhaltens — vielleicht die äußerlichste — kennzeichnet aber nicht Kraus' Wesen. Das hat sich hier durch Schutt und Ablagerungen von Jahrhunderten durchgegraben bis zum Geschlecht, als dem Ursprung der Lust in der Natur — nicht nur in der Menschennatur. Und von hier aus macht er Front gegen den heutigen Stand dieser Dinge und sieht alles aus seiner natürlichen Ordnung gebracht. Und sucht und entdeckt diese natürliche Ordnung — wenn auch vielfach entsetzlich zugerichtet — in der Prostitution. Kraus hat auf diesem Gebiet sein Persönlichstes und Stärkstes gegeben, er holt sich daraus sein Leitmotiv, es geht wie ein Grundton durch sein Schaffen, es gebiert das Thema „Sittlichkeit und Kriminalität", es liegt der „chinesischen Mauer" zugrunde, in der sein Hassen zum Brand ansteigt, der der weißen Rasse, die dem Menschlichsten abtrünnig wird, in eine Unterjochung schlimmster Art visionär hineinleuchtet. Es liegt ein Großes in solchem Hassen und mahnt an den

Zug alttestamentarischer und altgermanischer Völkerschaften, die unberührt von der Herrschaft des Intellekts nach einer Gottesschaft ausspähten, die noch den dunkelsten Tiefen ihres Menschentums Führer war, an Völkerschaften, die auch bereit waren Gott und Götter, wo sie solcher Führerschaft nicht mehr entsprachen, aufzuopfern.

Kraus' künstlerische Empfänglichkeit läßt etwas unterjocht erscheinen, was den lebensarmen Mächten des Intellekts und der Moral verfallen ist. Wer, der Mensch genug ist, möchte ihm widersprechen! Wer möchte von einer Menge noch etwas erhoffen, die die Schöpfung im Talglicht des Intellekts erschlossen wähnt, das dem Licht des Lebens heimleuchtet, weil dieses aus ewigem Dunkel gespeist wird? Wer möchte noch Freude haben an einer intellektischen Welt, wo sich die Weiber wie Hyänen gebärden, um sich Berufe anzueignen, die den Mann ruiniert haben? Wo die Weiber für Rechte kämpfen, die ihnen Rechte wegnehmen, nur weil eine Moral ihnen zu tun verbietet, wozu sie immer ein Recht haben. Wenn man sich eine solche Welt der Zukunft vorstellt: die Weiber an Berufe gekettet, öffentlich nach Amt, Ehren und Würden trachtend, den Beischlaf, Gattin- und Mutterschaft zum Nebensächlichsten, wenn nicht zum Verachteten, herabgedrückt, — und die Ururſache der Ausübung solcher Berufe doch in ungestillter Geschlechtslust in sich bergend, und das Wesen solcher Ungestilltheit in die Berufsausübung unbewußt hineintragend: Wie da die Berufe und die Weiber aussehen mögen? Wie da die Welt aussehen mag, wo solches Regel ist? Gibt es da eine Ueberschätzung der Natur des Weibes solchen Weibern gegenüber? Und Kraus ist der glühendste Beschützer dieser Weibs-*Natur*. Es macht ihn nicht ungerecht gegen den Mann und noch weniger ungerecht gegen die Weiber und nicht mehr als gerecht gegen die Dirne. Denn es versteht sich nun: daß eine Dirne mehr ist als eine Frauenrechtlerin, daß sie

besseres Beispiel als diese auch der edelsten Jungfrau geben kann, wenn sie lehrt, sich das Recht zu nehmen, dem Manne Freude und Lust zu sein.

* * *

Nach dem grandiosen „Pro domo et mundo", das sich wie ein Abschluß ausnimmt und das sich einer vergangenen Sprache bedient, eine ausgewählte Sammlung von Aphorismen über eine vergangene natürliche Ordnung der Dinge zu betiteln, ist es gewiß leichter Kraus auch hinsichtlich seiner Auffassung von Weib und Liebe gerecht zu werden. Ist doch in diesem Werke über eine urewige Häuslichkeit und Weltlichkeit im Menschen ausgesagt, die in „Haus und Welt" von heute niemals hineingeht. (Daher auch vom Autor die mundgerechte Uebertragung ins Deutsche als entsetzliche Entstellung empfunden wird.) Ich setze hieher zwei Aussprüche aus dem Kapitel „Vom Weibe, von der Moral", die Kraus' weites Vordringen auf diesem Gebiete zeigen. So: „Klein ist der Mann, den ein Weib ausfüllt, doch er kann dadurch wachsen". Und: „Die Kinder würden es nicht verstehen, warum die Erwachsenen sich gegen die Lust wehren; und die Greise verstehen es wieder nicht". So weit Vorgedrungenes ist so einfach nie gesagt worden. Nur der noch Eingegrabene könnte daran auszustellen finden !

Noch manches wirft bei Kraus ein eigenes Licht auf dieses Gebiet. So der Satz: „Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner sieht es zurück". Klingt das nicht, als wäre ihm das Wort hier Weib geworden?

Kraus' persönliches Verhalten in der Liebe ist damit freilich noch nicht kundgetan, aber vielleicht der Boden, darauf es sich bewegt. Wie er Heilsames von der Lust als Natur weiß, mag er sicher auch Heilsames von der Natur wissen, wo die Lust nicht mehr Lust ist. So mag er, der Nichtlandschafter, vielleicht zum Weibe als zu einer regenerierenden Kraft finden und sein Umgang mit dem Weibe

seine Schöpferkraft stärken können, die ja erstaunlich ist. In seiner Rasse führten einmal die Wege sehr in die Tiefe nach dieser Richtung. Dem alten König David trugen sie noch lebenspendende Kraft ein, der Ueberlieferung nach. Uns wurden diese Wege von der Moral verschüttet. Erst der große Walt Whitman singt wieder „den Leib, den elektrischen." Und wie unsre intellektische Zeit von allem eine blasse Ahnung hat, die sich oft kindisch betätigt, ahnt sie wohl auch etwas von einer regenerierenden Kraft, wenn sie elektrische Gürtel um erlahmte Lenden legt.

* * *

Ich habe nun über Kraus ausgesagt, wie ich ihn, als Menschen, empfinde. Erschöpfendes zu geben, maße ich mir nicht an. Dazu kenne ich auch sein Werk zu wenig. Ich halte mir sein körperliches Aussehen nun nochmals vor Augen. Es ist schmächtig, fast zerbrechlich. Aber wer so viel in sich hat, der formt sich daraus seinen Körper. Dann wird der gigantisch. Und ich denke: ein solcher Gehalt bekam nicht umsonst die unscheinbare Hülle. Sie ward ihm Bestimmung zur Erfüllung seiner Bestimmung; sie machte das Erlebnis in Kraus erst völlig möglich. Er erlebte durch sie umso mehr die Gemeinheit und Brutalität dieser Welt, die vor scheinbar Schwachen mehr sich gehen läßt und ihre rohe Gewalt rücksichtsloser ausübt. Daß Kraus viel Verunglimpfung und Ungerechtigkeit jeglicher Art erdulden mußte, um die Flamme seines Inneren zu schüren, ist sicher. So groß, so stark wäre diese sonst nicht angewachsen. Das wäre eines.

Das andere ist: Daß in ihm ein Mißverhältnis da sein muß zwischen Gestalt und Gehalt, zwischen Geist und seinem irdischen Behälter: daß da etwas in eine Form gepreßt ist, das eine viel größere Form nötig hätte. Dadurch entsteht gleichsam eine Stauung, ein ungeheurer Druck, der die Kraft sturmwindartig ausströmen läßt. Samuel Lublinski hat in

einem schönen Brief Kraus auch als „Sturmwind" empfunden.

Hier setze ich ein, bevor ich ihn lasse. Ich höre sein streitbares Schaffen um Gebäude und Hürden sausen, die eine üble Enge am Menschen errichtet hat. Er erinnert an Nietzsche und ist doch völlig anders; er hat mehr Lokalfarbe, ist gedrängter und landschaftsloser. Er ist ein Reinemacher — ein Säuberer großen Stils — ist es auch stilistisch. So geschliffen und klar, so knapp und gedrängt zur Tiefe wurde das Deutsche noch nie geschrieben — so sonder Prunk selbst im Pathos. Es mag ihn zum Meister des Aphorismus von Natur aus ungemein geeignet machen, mehr als Nietzsche, der zu seinem Sichdartun ersichtlich mehr Raum — zu seiner Tiefe doch mehr Oberfläche benötigt. Bei Kraus ist hier etwas eminent Uebereinstimmendes zwischen Schöpfung und Schöpfer: Man sieht es ihnen nicht an, was sie sind. Der Aphorismus ist am unansehnlichsten an der Oberfläche, er fließt glatt und in engem Bette. Der oberflächliche Beschauer hält ihn für ein Wässerlein; er versteht ihn nicht, das erstemal nicht, später nicht, niemals, bevor er nicht selber in derartige Flut getaucht ist und ihre Tiefe an sich erfahren hat. Kraus ist demnach im Ganzen auch mehr sprachsäuberisch als sprachschöpferisch wirkend. Das Säubern geht ihm nach in alle Einzelheiten seines Schaffens. Er verjagt wirklich Nebel, Rauch und Qualm, die eine Absicht der Vielen über die Dinge breitet, um im Trüben zu fischen. (Jeder Künstler sollte ihm dafür Dank wissen.) So schafft er neue Werte, indem er Menschen und Dinge reinigt und so erst ihren wahren Wert ersichtlich macht. Er zeigt auf, daß ein Gleißendes und Blinkendes noch lange nicht Gold ist, und putzt vom Golde die Trübung der Verdächtigung. Wie er alles bestürmt mit dem glühenden Atem seines Temperaments, und was nicht echt ist, flüchtig macht und verflüchtend! Wie er Klarheit zu bringen sucht in diese

trübe Menschenlandschaft Welt, die selbst um Kunst und Dichtung die Nebel des Schachers gesponnen hat! Ein jeder sieht sich selber besser durch ihn. Und mancher erschrickt über sein Aussehen — so klein und niedrig steht er da, dem Schutz der geflissentlichen Trübung der Lage und der Dinge entrissen, die auch Großes klein aussehen ließ und sich so dem Großen verwandt machte. Aber jetzt ist das Kraut auch Kraut und das Kriechholz nur Kriechholz und ein Hügel noch kein Berg und jeder Gipfel ist ersichtlich. So scharf hellte der Sturmwind die Landschaft.

Auch ich sehe mich besser und meinen Stand. Und finde mich noch mehr abseits und einsam gelassen. Das Gesellige hat sich mir noch mehr entfernt. Doch die Zeit steht da, verseucht von künstlich gefügter Geselligkeit, an der kein Sproß mehr Wachstum ist. Und sie hält sich, indem sie sich unterhält; so stützt eines das andere. Da braust der Sturmwind herein mit seinem mächtigen: „Weh der Zeit, in welcher Kunst die Erde nicht unsicher macht und vor dem Abgrund, der den Künstler vom Menschen trennt, dem Künstler schwindlig wird und nicht dem Menschen!“ Der Intellekt der Zeit aber versteht es nicht und lächelt über ein Schwindligwerden am Menschen und verlangt nur Unterhaltung vom Künstler. Da wird diesem — der sonst aufsucht, wovor dem Menschen schwindelt — schwindlig vor der Zeit, die so zeigt, daß ihr das „Wehe!“ gilt.

Und der Künstler zieht sich noch mehr in sich zurück und treibt seine Wurzeln in die Tiefe einem Baume gleich, dessen Stand ausgesetzter wird. Und verschwistert sich dem Sturmwind und freut sich dessen klärender Kraft. Und mag es auch vorkommen, daß diese Kraft ihm da und dort sein Zweigwerk knickt, was tut es? Er wird neu treiben — stärker, vielleicht auch höher, mit den Wurzeln noch tiefer. So lernt er immer mehr Stand fassen. Und die Aussicht

bleibt ihm frei. Er sieht sich auf sich selber stehen — keinen Halt um sich. Aber den Himmel über sich und eine Gesetzlichkeit in sich. Es wird ihm noch bedeuten: Ein Ewiges über sich — das Ewige in sich!

Riva, im April 1912.

---

# Tiefer Mittag am Mamluken-Meere / von Robert Müller

Lagen Meer und Gott und Götter tot!

Mit schlaffen Segeln trieb das Boot.
Müßig suchte den Grund das Lot.
Es hatte des Messens keine Not
In Windstillen und Wartegebot.
Und dennoch fiel und sank das Lot:
Und konnte die Tiefe nicht ergründen.

Kafgar, die süße Sarazenin, saß im Schleierbunde . . . . .

War es tief im Grunde, unterm Himmelsrunde,
Windstille säumte die Mittagsstunde,
Sonnenblut troff vor dem glutglotzenden Hunde.
Da ward an der reifenden Weile Munde
Fällig die alte ewige Kunde:
Unendlich wie Sonnen tief blutet die Wunde,
Und ihre Tiefe ist nicht zu ergründen.

O Kafgar, Sonnen leuchten und sterben nicht!

Da im Mittagsgären Goldflimmern ausbricht
Türmt sich zum Kerker die glasurene Schicht,
Die mit Täuschung die sehende Seele besticht.
Der purpurne Kristallberg ragt vors Gesicht,
Grüne Grüfte schwindeln im Rücken dicht.

Du bist ein Schüppchen an der Barre von Licht,
In Zeitgleiten und Raum, und du weißt es und nicht,
Und kannst ihre Tiefe nimmer ergründen.

Die Stunde, da Kafgar mich Allah pries!. . . . .

Der Leidenschaft Sturm der Tat Wellen verblies.
Meere schlafen im Weltenverließ,
Dahin, wo Fragen das Denken verstieß,
Als es uns, Kafgar, Einsamkeit wies.
Die Uebergangsstunde, das Werdeparadies,
Wer möchte, Kafgar, den Mittag ergründen?

# Taaus Anfang / von Hermann Koch

Bis zur Decke der niederen Zelle ragte der unbeweglich schwarze Schatten, vor dem Taau saß, der noch Mensch war. Auch einer, dem die Unmenschen diese Nacht als letzte seiner Nächte bestimmt hatten. — Er lag still — hörte das weiche Strömen eines fernen Regen und wußte unfern im Grunde der Nacht einen Galgen stehen, von dem jetzt das Regenwasser zackig herabrann — und irgendwo seinen Henker — — —

Taau war außerhalb des Lebens, dachte an keinen Tod. Und diese Wände waren ihm Lamellen, er wußte: sie berühren, heißt sie zersprengen.

Leben ist Fluch, die Organismen herabgewürdigte Materie.

Damit sein Körper, der unförmige Fleischkloß zu existieren vermag, müßte er ekle Substanzen, wieder Organismen, in sich würgen. Und immer nur ein Leben wäre wieder möglich, dessen schönster Augenblick gekommen ist, wenn zwei Wesen, Superlative der Widerwärtigkeit, zusammenkleben, wenn einem neuen, blöden Geschöpf Leben entsteht, das ihm später zur Qual wird.

. . . Feig, grausam sind die Menschen, auch ihre Götter beleben sie.

Niemand und Nichts aber darf sich gegen die Allmacht seines Willens stemmen, diese drollig herausgeputzten Jammerwesen dürfen ihn nicht zerstören.

Sie haßten ihn, weil er ein ausgewachsenes Menschenwesen getötet hat, weil er ihnen sagte, was sie nicht verstehen durften, daß Töten und Vernichten das unzerstörbare Recht jedes animalischen Lebewesens ist. Er nahm sich sein Recht, sie aber sind — „Menschen". Wenn sie dies vergäßen, wie sie es einigemale vergaßen, würden sie einander zerreißen, würden von splitternden Knochen Streifen roten Fleisches kratzen, — und Blut trinken . . .

Morgen, . . . in einer Million von Jahren wird er dies wollen.

Noch sind sie die „Herren der Erde", sie zerwühlen sie, saugen sie aus — — auch Dich, Erde, wird er rächen!

Er ließ sich von einem Aufruhr grausiger Vorstellungen treiben . . .

Er saß noch ohne Bewegung. Der Tag kroch grau und meuchlerisch in die Zelle.

Die Komödie hatte begonnen. Einige Menschen kamen, die faselten etwas und führten ihn hinaus, in den eckigen, naßkalten Galgenhof.

Vor ihm stand jemand, der etwas las. Er hörte nicht was, er sah nur, wie eine feige Furcht sie umstrickte, sah die Furcht derer, die ihn töten wollten.

In ihm ballte sich der Zerstörungswille: der ihm am nächsten stand fiel — und ringsum die nächsten und übernächsten, — sie fielen, von seinen konzentrischen Energiewellen berührt.

Da begann er zu wachsen. Er strebte ins Unermeßliche, schoß in den Raum. — Tief unten, wo seine Füße im feuchten Nebeldunst wurzelten, lagen tote Menschen, — lag er selbst.

* * *

Er atmete nicht. Er fühlte das Ende der Zeit.

Unter ihm schmolz die Erde, die Landmassen zogen sich zusammen — er stand auf einer Kugel.

Im Chaos seiner Eindrücke sah er nur die im Dunkel schwarzglühende Sonnenfläche.

Die Erde wurde kleiner. Sie rollte noch und kreiste unter ihm, der still stand, der zweimal größer als die Erde.

Da hielt er mit seinem Wachsen ein. — Die Erde klebte an seinen Füßen; denn sie war schwer. Um ihn herum wirbelte in immer kleineren Kreisen der Mond, der von ihm angezogen, bald an ihm zerschellte.

Dort, wo das Meer schillerte, begann er. Er senkte seine Hand in den Ozean, der nun über das Land flutete, über die „altheilige Kultur Indiens". Er hörte im Denken das Heulen der Menschen, die das Meer kommen sahen, das Meer, das sich in alles einfraß — —

Er glaubte ihr Gebrüll zu hören.

Die Nachricht vom Ende Indiens entsetzte die Erde. Ein Festland, mit in den Wolken ragenden Gipfeln, sei im indischen Ozean aufgetaucht . . . . . Er hob die Hand, das Meer strömte zurück, Schätze in seinen Eingeweiden. Nach wie langer Zeit? Er sah das Land. Im Schlamme und zwischen den Ruinen ihrer Talmipracht lagen Millionen verwester, stinkender Leichen —und dazwischen schossen Pflanzen geil in die Höhe.

Der Anfang . . .

Wieder fiel seine Hand, Reiche zerschmetternd.

Weltuntergang! Erduntergang!

Da und dort, wo er nichts sehen konnte, lagen von den Massen der mißbrauchten Materie verschüttet, zerstört, mit gebrochenem Rückgrat Menschen . . .

Noch Lebende irrten umher, jammerten und tollten. Fressende Feuer wüteten und von Angst und Wahnsinn gehetzt flohen und jagten die Menschen von Tod zu Tod . . . . .

Ihr Menschtum hatten sie schon lange vergessen. Blut mochte spritzen. Pyramiden blutiger, zerquetschter, geschändeter Leichen türmten sich gegen das Blau. Und überall Huren und Tollen, rasendes Gestammel der Ohnmacht. Er bewegte die Hand dorthin, wo die Atmosphäre beginnen mußte: Zyklone liebkosten die Erde.

Die Menschen, die sich in den Höhlen vergruben, wurden verschüttet.

Wie gut wußte er alles!

Er legte die Hand auf das Europa der Kugel. Sie war weich und fühlte sich kalt an. Die Hand lag auf den Gipfeln der Alpen, auf den Gletschern Skandinaviens und alle sahen die Hand des Zerstörers.

Er griff in das Meer hinein, bohrte und wühlte bis ein Spalt klaffte, in den sich das Meer stürzte. Er zerrte weiter, riß die Erde in zwei Teile — — —

Das Innere war faul und schwammig.

Dann hob er sie aus der Bahn und warf sie gegen andere Systeme: die neuen Zwillingskometen — —

Taau begann nun seine endlosen Kreise um die Sonne.

---

# Memento / von Hugo Neugebauer

I

Lang ist verschmerzt, was mich betraf,
ich hab's verschmeckt;
kaum, daß als Traum es mich im Schlaf
aufschauernd schreckt.

Doch was ich wachen Augs verträumt:
die Wirklichkeit,
die ich zum Wahn gewandt, versäumt,
die tut mir Leid.

Die blickt mich trüben Auges an:
Ich war, ich war
und wurde unerlebt zum Wahn
und grau dein Haar.

II

Die ich geliebt, sie ist nicht mehr,
und die da sind, nicht lieb ich sie.
Doch leb ich Liebe. — Aber wer,
wer ist's? — Ich liebe. — Nirgend, nie

und wohl ein Nichts ist, was ich so
umwerbe mit des Triebes Glut,
das, eh es wurde, schon entfloh
und um mich wirbt und nimmer ruht:

Die große Liebe ohne Ziel
und ohne Ende lebt und treibt
mich Asche bald, dem Wind ein Spiel,
dem Wind, der Staub an Staub zerreibt.

III

Der Himmel hangt so schwer, so schwer:
voller Vergangenheit.
Die düstern Wolken wallen her
aus früher, ferner Zeit.

Das alles war und ist nicht mehr
und ist doch noch und langt
vom Himmel ab, von ferne her,
daß mir das Herz erbangt.

In kalter Luft ein Dunst geballt,
so leicht und doch — wie schwer!
Ich glaube fast, ich werde alt. —
Daß ich gestorben wär!

# Vinzenz Maria Gredler †

Dieser Tage ist in Bozen — ein fast Neunzigjähriger — der Franziskanerpater Vinzenz Maria Gredler gestorben. Als Naturforscher in Gelehrtenkreisen hochangesehen und geehrt, als Mann von unbeugsamem Charakter ebenso gefürchtet wie geschätzt, hat Gredler in seinen „Ethischen Naturbildern" eine Schöpfung hinterlassen, in der Erkenntnis- und Bekenntniswert einen so schlichten reinen Einklang ergeben, daß ihrer — wie mich dünkt — auch eine Zeitschrift gedenken darf, die — dem sicheren Horizonte, der das Weltbild dieses wahrhaft hochwürdigen Jüngers des hl. Franziskus umhegte, scheinbar entrückt — sich geistigem Forschertum doch überall dort verpflichtet fühlt, wo es wie hier die enge Welt der wissenschaftlichen und religiösen Doktrinärheit durch den weiten Glanz seines Menschlichen überstrahlt. Mit der Feststellung dieser Wirkung ist zugleich schon angedeutet, daß dieser rein intuitive Erkenntnisdrang bei Gredler (dem das Wissen kein Podium der Selbstgefälligkeit, sondern eine Himmelsleiter war, daran er seine Demut höher führte) sich in einem persönlichen Stil ausgeprägt hat, an dem achtlos vorüberzugehen einer Zeitschrift mit literarischen Zielen in Tirol ebenso übel anstünde wie es ihrer geistigen Haltung widersprüche, wollte sie hier den seltenen Zug einer echten Freigeistigkeit nur darum übersehen, weil er einem religiösen Empfinden von streng konfessioneller Färbung entsprang. Zu welch schlagkräftiger Einhelligkeit sich Stil und Charakter dieser Geistigkeit zusammenballen konnte, erweist allein schon die bündige Abfuhr, die Gredler im Vorwort seiner „Naturbilder" einem deutschen Verleger erteilte. Dieser hatte einen Teil des Werkes lange vor dem vatikanischen Konzil zur Einsicht erhalten, aber erst zwei Jahre nach demselben gewahrt, daß er „für Ultramontane mit einer Weltanschauung nach Art desselben kein Papier und keine Druckerschwärze habe." — „Und doch leidet die Zeit an Lumpen und Druck — Ultramontane auch an Schwärze — ungleich weniger Mangel, als an geistigem Stoff und wärmerer Fühlung, an ethischem Sinn und transzendentalem Flug", erwiderte Gredler. Und wäre uns nichts von ihm bekannt als dieser einzige Satz, wir bedächten uns keinen Augenblick, dem, der ihn geschrieben hat, jene Reverenz zu erweisen, die ich im folgenden durch Zitierung einiger seiner Aphorismen vertiefen und bekräftigen möchte.

Ich bemerke noch, daß diese kleine Auslese einer verschollenen, im Jahre 1876 bei Wagner in Innsbruck erschienenen Ausgabe der „Naturbilder" entnommen ist.

Ludwig von Ficker

Schlangen, Strauße und alle Tiere, welche in Gefahr ihren Kopf mit dem Leibe zu bergen suchen, scheinen den Sitz ihrer Seele oder doch ihres Lebens instinktmäßig im Kopfe zu ahnen. Die Neukaledonier, welche den ganzen Tag essen, lassen die Seele im Bauche, Philosophen ebenfalls wieder im Kopfe, überall oder nirgends wohnen; Mütter tragen sie im Herzen, Kindern sitzt sie auf der Zunge — solange, als sie sich jener nicht zu schämen haben.

*

Wind ins Gesicht behindert, aber fördert im Rücken den Marsch. Nur den gewandten Flieger hebt Gegenwird auch empor. — Und setzt man die windige Ehre zur Zielscheibe des Lebens, anstatt als Wappenschild auf das Grab; so bläst sie vielleicht die helle Lohe des starken Geistes auf, aber auch dessen Totenkerzlein bälder aus.

Zündhölzchen-Seelen endlich löscht der leiseste Lufthauch das zärtlich schwache Flämmchen aus, das verkohlte Charaktere erst in Brand setzt.

*

Eine Schlange wand sich in den Salon und kroch als Krebs rücklings zur Türe hinaus; auf dem Sopha spann die Katze und unter dem Ofen knurrte leise der Pinsch. — Summa humanitatis.

*

Alte Hennen lernen gleich den Hähnen krähen und alte Weiber erlangen der Männer Bärte! wie kommt das nur? Törichte Frage! ist nicht das Weib aus des Mannes Knochen, was Wunder, wenn sie endlich auch nach den Hosen verlangt.

*

Zarthäutige Aepfel faulen von außen an, der Lederapfel von innen; der Schmerz des Sanguinikers blutet von außen, der des Melancholikers innen, offen und untrüglich jener, verborgen und gefährlich dieser; — der Mensch hat eben auch vom Apfel gegessen.

*

Der Waldmeister soll im gedörrten Zustande noch bessern Geruch verbreiten, als im Leben, — wie jeder deutsche Meister.

*

Was der Prophet nicht erkennt, schaut und spricht in Einfalt sein Lasttier. In Glaubenssachen.

*

In Tierbuden werden die Tiere mutlos, feige, schlechter. Die Menschen nennen das Zahmheit, und bei ihresgleichen — Zivilisation.

*

Im April 1874 ward auf dem Marlinger Berge bei Meran ein Bär angeschossen, ein junger Laffe noch von zwei Zentnern. Die Kugel ging ihm genau zum einen Ohre hinein zum andern hinaus — darum nicht zu Herzen. Der junge Meister wanderte gemach seinen Weg weiter, als wäre er bloß „in den April geschickt worden". Endlich setzte er sich und ward nachdenklich, kraute sich hinter den Ohren und — verendete als dummer Junge.

*

Das sind Kreaturen! Naturen von Katzen:
Die wedelnd mir murren, die leckend mich kratzen.
Ich glätt' sie zum Schweife — sie recken ihn trunken;
So rückwärts ich streife — da sprühen sie Funken.

*

Nach Plutarch wurde die Katze in vormärzlichen Zeiten von den Aegyptern verehrt, weil sie durch das Ohr empfange und durch das Maul gebäre — Lebensprozesse der Vernunft darstelle.

Seit langem aber kniet die Vernunft selbst vor den Symbolen des Dogma's und leiht ihr Ohr den Worten des Glaubens, der durch Ueberschattung des Geistes gezeugt, von Liebe getragen und als weltbeglückende Tat zu Tage geboren wird.

*

Je länger das edle Pferd gearbeitet hat, desto länger wird es jetzt angeflucht, und wenn es vollends zusammenbricht, noch mit Keulen in die Rippen geschlagen — vom „Menschen, dem tiefgesunkenen, den vielleicht ebensowenig ein letztes Schicksal adelt", der auch des Tieres erstes, letztes Schicksal trübt.

*

Es zieht der Pirol nach der terra del riposo, und fragt da: „Contadino è maturo lo fico!“ und streift er verheerend und verzehrend durch das freiere Frankreich, antwortet er frech und spöttisch dem klagenden Bauer: „Es ist der Vetter Lorio, der frißt die Kirschen und läßt die Steine“. Und legest dem Schlemmer sein Burschenhandwerk, und gewöhnest durch Ameisenpuppen an's Nachtigallenfutter ihn — er dauert nicht ein Jahr dir aus; zu spät: er hätte mit Ameisenpuppen auferzogen werden müssen.

*

Beobachtungen zufolge soll der populäre Kuckuck im Norden, wo auch die Volkslieder im Molldreiklange ertönen, in der kleinen Terz, — im Süden dagegen, wo nur Durtonarten daheim, in der großen seinen Frühlingswillkomm rufen. „Wie die Leute, so das Vieh“; die Leute aber wie ihre Umgebung — will der anthropomorphe Salon-Papagei erlauscht haben.

*

Wenn Sturmvögel und Taucher und Scharen von Enten hoch aus der Luft auf den ruhigen Spiegel der See einfallen, — sie erregen so wenig Besorgnis, als wenn ein Blitzstrahl ins Wasser niederschlägt. — Und senkt der Himmel irdisch Leiden in die Tiefen eines gotterfüllten Herzens, so erspare dir alles Mitleiden. —

*

Wenn das Kamäleon mit dem einen Auge nach vorwärts, mit dem andern nach der seitlichen Umgebung späht, und dieser sich konformiert, so lobe ich mir das: gibt doch nur die Zukunft der Gegenwart Bedeutung und Regsamkeit. Allein, so lange sein Farbenschiller bloß einer jeweiligen Aufgeblasenheit erfolgt, und bald wieder zu einem hagern, starren Panzerskelett vergilbt, — spielt das Tier bei all dem scheinbaren Ernst nur die Komödie der Gegenwart (anno 1849).

*

Schon Aristoteles weiß beim Aale nichts von Geschlechtsteilen, Eiern und Samen. Drum dachte sich Plinius, nach seiner Gewohnheit (was wenigst später Linneus ihm zugute geschrieben): „Melius est errare, quam ignorare“, und läßt

den Aal an Felsen sich reiben und solche Abschabsel zu lebendigen Jungen werden! — Gewiß, Herr von Plinius jun., und wird mit jedem Tage wahrer: daß Mamma Natura aus Kleien, Knochenmehl und Exuvien von Urahnen, die zerstoben längst schon um das Cap Horn pfeifen, all ihrer Kinder Kindsköpfe zusammenknetet.

Aha! also darum ist das Ufer so glatt und der Aal, und unsere Jugend so schäbig und das Alter so kahl, und das Mehl so teuer und die Knochen so fahl?

*

Es ist ein schönes Tier, so eine Silpha thoracica: in zerknitterten Seidenstoff, in Sammt und Gold gekleidet. Doch lebt sie, pfui! von den Exkrementen des Menschen. Das ist nun ekelhaft gemein, — lebte sie von dessen Blute oder Schweiße, man hieße es nobel ungemein.

*

Als wäre er immer reisefertig und auf Fortschritt bedacht, findet sich Molytes germanus, der drollige Rüsselkäfer, allenthalben an Fahrstraßen ein. Dennoch wandelt er wenig und kaum naht man sich ihm, so steht und stiert er in die Welt hinein. Er wird schon was sinnen: Engländer ist er keiner, aber ein Deutscher.

*

So grausam wie mit stammverwandten Bienen verfahren Wespen mit keinem wildfremden Tiere. Und dennoch borgen sie gerade von Bienen den Honig und die Kunst, — freilich nicht aus Wachs, nur aus Lumpen — Waben zu bauen.

*

Von dem übelriechenden und ungeflügelten Nachttiere, der scheußlichen Bettwanze, glaubt ein Empyriker, daß ihre Erschaffung erst in die historische Zeit falle, da sie sich nur vom menschlichen Blute nährt; und — ließe sich weiter schließen — wohl erst nach Adams Falle.

Desgleichen berichtet der berühmte Reisende Azara, daß sie den Wilden nicht belästige.

Gar viele Störefried brach der Mensch vom Baume der Erkenntnis; wie viele Uebel aber im Gefolge seiner Ueberbildung ziehen, dürfte noch schwerer zu berechnen sein.

*

Die Schnecke fühlt mit ihren gestielten aber dunkelnden Augen hinaus und denkt herein —: daß sie ganz Weib sei und guttue, in ihr Haus sich zurückzuziehen. Der Kalmar, dem Augen und Füße am Kopfe sitzen, denkt schauend hinaus und fühlt herein —: daß er Mann, und einen ganzen Mikrokosmus umklammere.

*

Den Süßwasser-Muscheln geht der Mastdarm — durchs Herz. Uns wundert nur vom ethischen Standpunkte, wie wonneselig oder weich ein Muschelherz alsdann gestimmt ist.

*

Das ist der Kreislauf des vegetabilischen Blutes: Von der Wurzel zur Krone auf, um diese gestaltend zu zieren, treibt die Pflanze leichtere Säfte, und vom Wipfel zurück konsolidierte, um Stamm und Wurzel zu kräften.

Also auch rinnt es dem Weibe nur durch das Herz zum Kopfe, um da lieblich und zierlich der Zunge zu entströmen, — rinnt es dem Manne nur durch den Kopf zum Herzen, um da zur markigen Tat zu gerinnen.

*

Der Muskateller-Pfirsich ist mit einem völligen Schafspelze bekleidet. Aber mit Recht. Diese wahrscheinlich aus Dahomei importierte Frucht läßt sich die Haut vom Fleische, das Fleisch vom Beine, oft auch noch das Bein vom innersten Kerne schälen. — Welch köstliche Eigenschaften an Bissen und Untertanen!

*

Den Bernstein nannten die phönizischen Frauen Räuber, weil dieser ihr elektrischer Liebling ihre Herzen, Hollundermark, Stroh und Asche, Spinnfäden und andere leichte Dinge lebhaft anzog und enttäuscht abstieß. — Noch bildet er auf Augenblicke der Kinder Kinderspiel, und spielt Frauenherzen mit.

*

Ob Gold von den Wässern der Tiefen genetzt, ob es von oberirdischen Lüften behaucht wird, — es rostet nimmer —

der geläuterten Seele gleich, die in die Strömung der Welt geworfen und von den Stürmen des Lebens gepeitscht keinen Schaden nimmt.

*

Ob's Giganten gegeben, die den Pelion über den Ossa türmen, den Himmel stürmen gewollt — wer kann's behaupten? Aber der Organismus unsers Planeten war Gigant schon, als er in die Wiege des kalten Weltraums warm gelegt der Windeln Schale brach, sie wie Kettentrümmer von sich warf, die Gänsehaut seiner Urgebirge ihm aufstieg und er tausendfachen Fluchqualm — tausendfachem Leben zum Untergange — wie Gotteslästerung erbrach. — Doch nun hat der Riese sich verblutet, wie in die Scheide steckt er seine Himalaya-Picke in die Wolken des Himmels, und nur seine letzten Zuckungen gewahrst du in seinen Erdbeben, sein Todesstöhnen in seinen Vulkanen noch.

Ob's Giganten gegeben? wer kann sie läugnen des gesamten Geschlechtes gigantische Tat, die den lieben Gott auf die Erde rief, unter die Erde brachte. Noch ragt so mild wie schaurig der Kreuzesbaum der Versöhnung für alle Zeiten auf tausend Hügeln hoch zum Himmel auf.

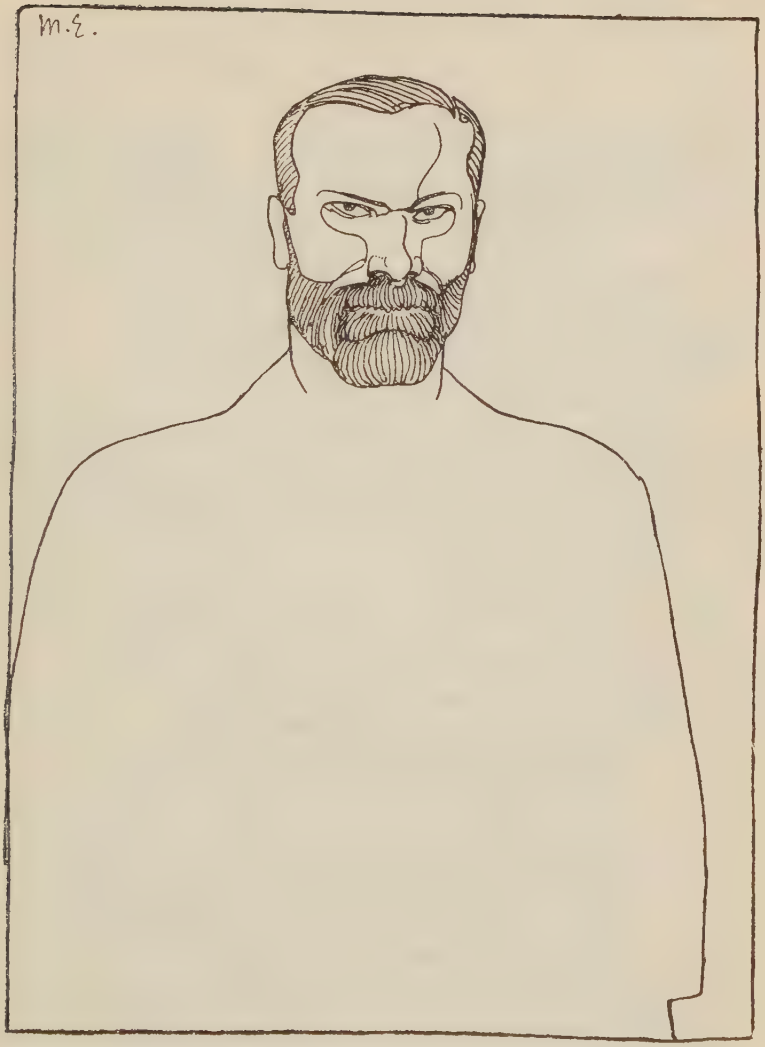
*

Wenn ich so Blatt um Blatt
Der Weide Herbstlaub fallen seh:
„Mein Stamm, ade! ich schwimm zur See"; —
Ich fühl's: zu Wasser geht, o weh!
Auch mir manch gute Tat.
Nicht mehr den Baum beweine,
Dies Blättchen nicht, das kleine:
Das Leben ists, das deine
Das sich geneiget hat.

*

Wie ein Mohnkopf hat sich mein Schädel zeitig entblättert und die Haare, die sich einst so jugendlich gesellig in Locken schlangen, sie liegen zerstreut in alle Welt und begraben und vermodert. Mittlerweile wurde das Wissen weiter, die Moral breiter, die Theorie grau, das Leben flau. Nun denn, einmal der Mohnkopf erhielt eine Krone auf seinen Kahlschädel. Tu autem Domine miserere mei!

(gez. von Max v. Esterle)




Maler Thomas Riss (Meran)

## Der schöne, schöne Frühling / von Otto Zoff

Wer wollte jetzt noch traurig sein?
Selbst auf der mürrischen Nußbäume jäh vergoldeten Zweigen
Klimpern hunderttausend verrückte Engel auf sinnlosen Geigen.
Im Wandern hält man gerne still und trinkt die Luft wie Wein.

Am liebsten wollte man immer nur über die Wiesen laufen.
Hat man eine junge Liebe, so tut man es auch;
Jagt und springt und fällt in einen Strauch,
Muß sich Haare und Kleider zerraufen.

Wer wollte jetzt noch des griesgrämigen Winters denken?
Oder gar an gelehrte Bücher oder an Tinte und Papier?
Die ganze Welt liegt aufgeputzt gleich einem Tanzrevier
Und trifft man einen Irgendwen, man muß ihm etwas schenken.

## Der Verächtliche / von Bruno Frank

Soll ein Geschlecht sich vorwärts raffen
Und ist gerüstet für den Streit,
Dann liegen seine blanken Waffen,
Von zähen Schmieden vorgeschaffen,
Für jeden frechen Dieb bereit . . .

Das Siegschwert nackt zu Schurkenstreichen,
Den Strahlenpanzer viel zu weit —
So seh ich ihn auf Beute schleichen,
Den Wegelagerer im bleichen
Vordämmer einer neuen Zeit . . .

# „Die Moral der Titanic-Katastrophe"

So betitelt sich ein Feuilleton von Max Nordau in der „Neuen Freien Presse", das ich mit steigendem Unwillen zuende las. Zuerst hatte ich nur das unbestimmte Gefühl: da gaukelt einer etwas vor, da benützt einer ein entsetzliches Ereignis, um uns seine Belesenheit und seine Geschicklichkeit in der Handhabung des Wortes vorzuführen. Natürlich verlangt solche Moral, die Katastrophe „aus dem Gesichtspunkt der Menschheitwertung" zu betrachten, um ihr eine Moral anhängen zu können, die sonst nicht da ist, — die nur in gleißender Selbsttäuschung einer Philisterseele entsprungen ist, der man nachfühlt, daß sie innerlich und äußerlich in ausgemessener Entfernung die Katastrophe betrachtet hat und daß ihr bei solchem Betrachten das selbstsichere Wohlbehagen durch die Katastrophe nicht erschüttert wurde. — Das ist immer so. Denn nur dem Menschen und Künstler, der Geschehnissen zu nahe kommt, stockt oft das Wort vor Empfindung; der journalistische Schriftsteller und Philister in seinem Nicht-nahe-Kommenkönnen aber beutelt das Wort aus dem Aermel, um damit Dinge zu berichten, die nicht stattgefunden haben, und errichtet sich so *seinen* erhabenen Gesichtspunkt.

An diesem „erhabenen Gesichtspunkt" erkenne ich immer den Philister. Die Herren Max Burckhard und Hermann Bahr leisteten sich zuweilen Aehnliches, einmal sogar mit Heinrich v. Kleist. Bahr schrieb damals (es handelt sich um Kleists Drama „Prinz von Homburg"): „Stinkend hat es der Hofrat genannt und man kann gar nicht besser sagen, was, wenn man es nicht mit der kleinen Lust des Artisten, sondern an der menschlichen Empfindung prüft, so darin beklemmt: der schlechte Geruch und die verdorbene Luft eines kläglichen und krampfhaften Menschen, der vor Schwäche zappelt." O diese „menschliche Empfindung"! Wie menschlich arm ist sie, wenn sie das redliche Gefühlsdartun eines Menschen, den der Tod plötzlich bedroht, kläglich und krampfhaft und vor Schwäche zappelnd nennt. Dabei ist dieser Mensch der Held der Hauptschöpfung eines Dichters, der den eigenen Tod als ein Fest beging. Was kümmert das diese Philister! Ihr Wohlbehagen will immer Heldenrollen vor sich;

sie fühlen nicht, wie kläglich und schwächlich das ist. Wer Held ist, hat nicht nötig, sich Heldenrollen vorzumachen. Kleist starb als Held; Hofrat Burckhard ist gewiß schwächlicher gestorben; und von Hermann Bahr würde es sicher alle überraschen, wenn er am Ende noch zu einem Kleist'schen Heroismus käme.

Auch Max Nordau sieht überall nur Helden; er bedarf ihrer zu seinem Wohlbehagen und zum Bedienen seiner Zeitung. So bleiben ihm von der Titanic-Katastrophe „ein Trost und ein Erlösungsgefühl" zurück: „Hochachtung vor dem Menschen, auch vor dem banalsten Alltagsmenschen. Er birgt vielleicht die Tugend der Schildwache von Pompeji und die Vornehmheit Julius Cäsars in seiner Seele". So die Schlußworte des Feuilletons! — Und je mehr ich sie lese, umso mehr erregen sie meinen Widerwillen. Ich frage mich: Warum bin ich über das Gelesene so aufgebracht? Ich vergegenwärtige mir, daß das Unglück den größten und neuesten Dampfer betraf, der viele sehr reiche Leute — auch Milliardäre — an Bord hatte. Ich gestehe mir, was ich fühlte, als ich zuerst davon hörte. Es wurde eine Art Befriedigung in mir wach, indem mein Daseinsempfinden sich durch das entsetzliche Unglück wie unterstützt sah. Nämlich in der Erkenntnis: daß Intellekt und Geld doch niemals die Natur, niemals das Dasein beherrschen können. Man stelle sich vor Augen: Der völlige Untergang des vermeintlich sichersten und schönsten Fahrzeugs eines seetüchtigsten Volkes in stiller sternenheller Nacht auf völlig ruhigem Meer! Es nimmt sich aus wie ein Untergehen aus Uebermut und Dünkel, aus Luxus und Unterhaltung heraus. Man spürt den Faustschlag des Geschicks: die Vernichtung des technisch vollendetsten Dampfers mit den Geldfürsten an Bord! Der Intellekt brüstet sich, die Geldsucht späht nach Gewinn aus: daraus erwächst die frevelhafte Beschleunigung der Fahrt und daraus wieder das Unglück. So sind Intellekt und Geld noch die Mörder.

Hier könnte, wenn man schon will, eine Moral einsetzen. Die Zeitungsberichte bieten hiezu genug Handhabe durch das, was sie bringen, vielleicht noch mehr durch das, was sie nicht oder zu wenig deutlich bringen, weil sie es mit den Geldmächten nicht verderben wollen. So eine Geld-

macht ist sicher die „White Star Line". Ihr Präsident Bruce Ismay hat es wohl nur dunklen Umständen zu danken, daß er noch lebt. Gerade er, dünkt mich, hätte am wenigsten das Recht dazu, wenn er, wie es heißt, Vorgesetzter und Brotgeber des Kapitän Smith war. Doch er kommt heil davon — während auch Frauen und Kinder ertrinken mußten — er, der wahrscheinlich für die Knotenanzahl in der Stunde bestimmend war. Ist der auch ein Held? Herr Nordau aber schreibt: „Was man gesehen hat, das war ein prachtvoller Triumph des Besten im Menschen, der Selbstbeherrschung, der Zucht ,der Pflicht, der Brüderlichkeit. Alle Helden, und Helden ohne Emphase". — — —

Jetzt weiß ich auch, was mich so erregt und empört am Artikel dieses feuilletonistischen Schwätzers. Es ist sein kluges Hinweggleiten über alles Anstößige für die Intellekt- und Geld-Sphäre und sein unwahres Schmeicheln nach jeder Richtung, das durch Beschönigungen zu verschleiern sucht. „Die White Star Line mag schwere Fehler begangen haben... Das alles kommt nicht in Betracht, wenn man die Katastrophe aus dem Gesichtspunkt der Menschheitwertung betrachtet". Was soll hier der Gesichtspunkt der Menschheitswertung? Das Unglück tut der Menschheit als solcher keinen Eintrag, aber den Intellekt- und Geldmächten. Es zeigt, was diese machen und nicht machen können. Und die White Star Line kommt sehr in Betracht. Sie muß so in Betracht kommen, daß sie den bedürftigen Hinterbliebenen der Verunglückten ersetzen muß, was zu ersetzen ist; daß vom „Trauerspiel" nicht „sein tiefstes Gesetz", sondern wenigstens genug Brot für die Hinterbliebenen zurück bleibt. Auch darf Herr Nordau nicht — wenn er die Moral der Katastrophe dartun will — Geschehnisse anführen, die *nicht* geschehen sind, und alle Menschen auf der Titanic sich schön benehmen und schön sterben lassen, um sagen zu können: „Die Dichtung hat mehr als einmal den Vorwurf behandelt, daß der Tod unversehens in ein Fest von Weltkindern einbricht. In der Regel wird der Vorgang dann so dargestellt, daß die glatte Gesellschaftsmaske abfällt, die Bestie im Menschen losbricht und heulend alle Sitte, Erziehung und Gewohnheit niedertrampelt... Wie beschämt die Wirklichkeit der „Titanic" diese menschenfeindliche Literatur! Wer kann bei

den Reisenden dieses Schiffes von der Bestie im Menschen sprechen? Sie war hier glorreich gebändigt und blieb bis zuletzt an der Kette". Ich denke hier: Es ist eine Art Wohlbehagen, so weit vom Schuß gewesen zu sein, das die Worte so glatt und schön zu setzen vermag. Denn abgesehen von dem Umstande, daß viele erschossen wurden, um die Ordnung herzustellen, sagt in derselben Nummer der „Neuen Freie Presse" ein geretteter Schiffsoffizier aus: „Ich hörte entsetzliches, markerschütterndes Wehklagen... Gurgelnde, heulende, klagende Töne kamen aus dem Wasser. Das Herz krampfte sich mir zusammen und ich fühlte mich dem Wahnsinn nahe. Ich trieb die Ruderer an, um fortzukommen, aber das enttsetzliche Heulen und Jammern folgte uns wie ein Gespenst". Aber so ein Feuilletonist weiß immer umso mehr Bescheid, je weniger er dabei war. Mitmachen verschlägt zu leicht die Rede. Man höre ihn weiter:„Die altrömischen Geschichtsschreiber bewundern Cäsar, der, von den Dolchen der Verschwörer durchbohrt und zu Boden gesunken, die Falten der Toga über seinen Beinen ordnet und sein Haupt mit dem Mantel verhüllt. Mit diesem cäsarischen Anstand, den die Weltgeschichte als etwas Einziges verzeichnet, sind auf der „Titanic" tausend Männer gestorben."

Schade, daß ein derartiger Anstandsmensch sich zum Haupthelden den Telegraphisten Philipps gewählt hat, dessen wahrhaft ruhmvolles Verhalten von besserem Munde gerühmt zu werden verdiente. Von Philipps geht das Lob auf die Musiker über: „Nicht weniger monumental war die Haltung der Musiker an Bord der Titanic". Herr Nordau läßt sie alle spielen, bis sie einzeln von ihren Instrumenten weggeschwemmt werden. Das kann sich ein Dichter erlauben. aber nicht ein Feuilletonist, der aus dem Fall die Moral ziehen will. Da spürt man die Unmoral an der Sache. Max Nordau versucht es in vermummter Weise mit seinem Lob für die Ertrunkenen. Es gilt mehr der Zeit, die solche Menschen hervorgebracht hat. Ich fühle zuletzt: Ein Philister lobhymnet auf Tote und redet eigentlich nur der Zeit und sich selber zu Ansehen bei den Lebenden. Der folgende Satz, der noch den Musikern gilt, macht es nicht anders: „Wenn solche Gelassenheit dem Tode gegenüber nicht Heldentum ist, dann weiß ich nicht, was dieses Wort bedeutet."

Schon möchte man nachprüfen, ob man dem Verfasser nicht Unrecht getan hat. Aber man tut dem Manne nicht Unrecht, der so fortfährt: „Die Musiker gingen spielend, die Reisenden in Abendtoilette unter. Die Damen waren in ausgeschnittenen Kleidern und in Schmuck, die Herren im Frack oder Smoking.... Die Brillanten funkelten im festlichen Lichterglanz und die Musik begleitete ihre artige Unterhaltung. Das ist symbolisch. Es war ein Ende in Vornehmheit, ein Ende in Schönheit." — Was sich die wenigen Geretteten dazu denken mögen? — — —

Noch wäre an dem Helden der Katastrophe, dem Telegraphisten Philipps, wie auch an der Schildwache von Pompeji und an Julius Cäsar zu entfernen, was Philisterlob an ihnen entstellte. „Er hat die „Frankfurt" ungehörig beschieden... Seine gute Lebensart, sein Urteil stehen hier nicht zur Betrachtung", meint Herr Nordau von Philipps und möchte diesem einen Mangel an guter Lebensart nachsehen. Darauf wäre zu sagen: daß erst ein Uebertreten der Lebensart des Philisters ein Heldisches ermöglicht. Und bei Philipps war der Bescheid an die „Frankfurt" gewiß ebenso zu seinem Wesen gehörig wie das Aushalten auf seinem Posten. Denn Pflicht ist Fähigkeit, wo sie als Persönlich-Menschliches einsetzt; dieser jedoch ist das störend Unfähige widerlich. Und wenn schon ein Feuilletonist das heldische Aushalten des Telegraphisten der „Titanic" mit dem Ausharren der Schildwache von Pompeji vergleicht, muß er zuerst verstehen lernen, daß auch ein Ausharren, wie es von dieser Schildwache berichtet wird, höhere menschliche Fähigkeit ist, daß ihr Träger daher nicht „ein Plünderer und Trunkenbold, ein Einfaltspinsel gewesen sein mag", daß vielmehr dieser herablassende Philister-Gesichtspunkt zu einem Helden nicht hinaufreicht. Daß es weiters sehr philiströs und ästhetentümlich, aber nicht cäsarisch ist, den cäsarischen Anstand im Sterben so zu verstehen, daß man „die Falten der Toga über seinen Beinen ordnet". Wer den kläglichen Geist hat, mit solchem Tand in der Oeffentlichkeit aufzuwarten, muß Belehrung hinnehmen. Der cäsarische Anstand darf sich nicht zum Anstand des Philisters auswachsen. Jener Anstand im Tode bestand gewiß in anderem als in der Sorge für das Faltenordnen eines Kleidungsstückes. Lassen wir ihn lieber

als das Bestreben gelten, sich der Umwelt völlig zu verhüllen! Und einen großen Schmerz und das Verscheiden allen Blicken zu entziehen. Der große Schmerz verlangt wohl von dem zu Tod Getroffenen ein Aufgehen mit den letzten Lebensresten in sich selbst. Und der große Schmerz an Cäsar? — Er bleibt dem Philister unverständlich, somit auch Herrn Nordau. Ein Verstehen dieses Schmerzes und des inneren Anstands, mit dem er getragen wurde, hätte niemals den traurigen journalistischen Einfall gebären können, das Ertrinken der vielen Menschen bei der Titanic-Katastrophe mit dem Erliegen Cäsars zu vergleichen.

So lehrt „die Moral der Titanic-Katastrophe", daß journalistische Schriftsteller vor großen Ereignissen wie vor großen Menschen und Künstlern immer versagen. Auch der Untergang der „Titanic" ist insoferne ein großes Ereignis, als es die Nichtigkeit der Mächte des Intellekts und des Geldes verborgenen Mächten gegenüber, die Geschicke lenken, dartut. Denn das Geschehnis wirkt wie ein Geschehen-Müssen. Man rannte in das Unglück hinein, das Schiff schoß darauf mit allem Kraftaufwand wie auf ein Ziel los. Der Ozean zeigte sich dem Blick in grenzenloser Weite. Vereinzelte Punkte vielleicht in der Ferne die, plump und langsam sich bewegend, dem nahenden Schiff leicht sichtbar wurden. Von ihrem Vorhandensein wußte die Schiffsführung. Und zwischen diesen wenigen Punkten meilenweite Zwischenräume, die hunderte von Riesenschiffen nebeneinander durchlassen konnten. Und ein langsames Fahren völlig genügend, allen diesen Dingen gefahrlos zu begegnen. Der Riesenbau des Schiffes jedoch mußte seine Fahrt im Nachtdunkel noch beschleunigen, obwohl Größe und Schnelligkeit jedes Ausweichen erschweren. Man glaubt alles in der Hand zu haben: Licht, Kraft und Leitung. Intellekt und Geld schufen das Fahrzeug und führten das Geschaffene über den Meeresspiegel, den man sich völlig dienstbar gemacht wähnte. Intellekt und Geld sind zu gewöhnt ans Herrschen; sie lassen ihr Tun nicht beeinflussen durch einige noch unsichtbare Eisbergstücke, die wie Körner im Meere treiben mögen. Was soll so ein plumpes Eiskorn gegen das Riesenfahrzeug — gegen den „Triumph der Technik"! Da ein Stoß: der Anprall an etwas Hartes, das wenig nach-

gibt, der Schiffshöhe zu immer weniger verspürbar. Auf einer Seite gleitet etwas Bleiches vorbei — gespenstisch: ein Eisberg. Wer es sieht, erschrickt. Es geht etwas durch das Schiff: ein heimliches Rollen, Rauschen, Sausen — tief unten. Dann hastende Schritte und Erregung unter der Schiffs-Mannschaft. Ein Revolverschuß, kaum gehört, der ein Menschenleben auslöscht, das unter der Verantwortung zusammenbrach. Da und dort ein bleiches Gesicht unter den Schiffsoffizieren. Kurze Befehle des Kapitäns. Und diese Vorgänge unbestimmt, vereinzelt wie Tropfen hineinsickernd in die Gesellschaft des Schiffes, dort Scherz und Witz auslösend und doch auch Angst, die sich scheut ihr Gesicht zu zeigen, die an keine Gefahr glauben will. Die Schiffsräume sind zu glanzvoll und sehen heiter und strahlend aus wie Festsäle; sie wirken sichernd und beruhigend. Die Musik spielt. Doch ein Heimliches geht um, vielleicht etwas wie Ahnung. Man forscht sich wohl gegenseitig aus mit den Blicken, man sucht einander Ruhe oder Unruhe vom Gesicht abzulesen. Da geht schon der Befehl durch das Schiff, die Rettungsbote zu besteigen; Frauen und Kinder voran! Nun erst allgemeine Unruhe, auflodernde Erregung, stoßweise Panik wie Sturmwindflüge in die Menge greifend und sich wieder verlierend. Die Zwischendeckler sind der Gefahr näher, sehen sie auch eher, nicht geblendet vom Luxus. Trotzdem: das strahlend erleuchtete Schiff mit seinem gewaltigen Körper wirkt hemmend für die Rettung. Das Meer ist völlig ruhig, die Nacht klar: was soll da solchem Fahrzeug geschehen können? So zögert man — sträubt sich sogar da und dort das Schiff zu verlassen. Der Schein siegt: er täuscht schrecklich vor. Blendwerk des Intellekts ködert den Intellekt, und kostbare Minuten und kostbare Sicherungen gehen unausgenützt verloren. Es ist ein Ausharren aus Unverstand. Man glaubt nicht an Gefahr, weil man sie nicht sieht. Bis sich zuletzt die Gefahr greifbar macht, als das Wasser im Schiff bedrohlich ansteigt. Nun ändert sich auch das Verhalten der Menge. Da und dort ein rücksichtsloses Hervortreten des Selbsterhaltungstriebes. Einige werden erschossen, die Ordnung wird gewaltsam hergestellt. Und dann ein Sichfügen. Zitternd, schluchzend, vor Schreck halb gelähmt gelangen Viele in die Rettungsboote, zumeist

Frauen und Kinder, verschiedentlichst gekleidet; Kinder aus dem Schlafe, Erwachsene aus Umarmungen gerissen. Die weit größere Anzahl aber muß zurückbleiben. Frauen teilen freiwillig das Los der zurückbleibenden Gatten. Es ist ein ewig Heldisches in der Natur: der Mut der Liebe. Er fand sich auch auf dem Schiffe. Und an Gütern überreiche Leute, die lange goldene Tage gesehen haben, begehen so ihre letzte Stunde, die kein Gold mehr erhellen kann — nur Liebe. So sühnten manche vielleicht ein Leben, das zu leben ein übermäßiger Besitz sie hinderte. Und Astor, den reichsten Mann auf dem Schiffe, trifft ärmstes Geschick. Es hat ihn dazu ausersehen, darzutun — gerade auf dem Fahrzeug, das die Macht des Geldes aller Welt zeigen sollte — daß Geld nicht Macht ist. Auf dem Boote, das seine Frau aufnimmt, wird ihm der Platz verwehrt. Er bleibt allein zurück. Sein junges Weib, das guter Hoffnung ist, mit vielen anderen Schiffbrüchigen auf dürftigem Boot, in kalter Nacht auf offenem Meere, Ungewissem ausgesetzt. Die Milliarden völlig ohnmächtig ein Geschick zu beeinflussen, das es unternimmt, dem goldenen Kalb die Gläubiger zu nehmen und ihnen die Hände so zu lähmen, daß sich keine Hand rührt, wo sich sonst hundert und hundert Hände knechtisch und dienstfertig ausstreckten. In solcher Wandlung der Dinge zeigt sich eine Macht, die mit ewigem Schimmer das Zeitliche der Katastrophe überglänzt. Ob sie Astor, der Milliardär, wahrnahm? Ob sie ihn so durchflutete, daß er eine Nichtigkeit in sich erlebte: die Nichtigkeit des äußeren Besitzes? Ob er — als er im eiskalten Wasser immer steifer, müder und schwerer wurde — zu sich selber hineinfand und so noch im Versinken mehr gewann, als er verlieren — mehr, als ihm entrissen wurde, noch geben konnte? —

Carl Dallago

# Totenstarre der Fantasie

Seit Karl May tot ist, lassen die Neidhammel die Zungen hängen. Diese Enttäuschung war zu groß. Im Grunde ihres Herzens hatten gerade sie an ihn geglaubt und ihre Antagonistenkarriere von seiner Unsterblichkeit abhängig gemacht. Nachdem sich die eine als dichterisch erwiesen hatte, juckte es sie, ihm auch die andere zu nehmen. Sie, die Illusionisten des eigenen Fortkommens, handeln aus Ranküne. Weil sich der Prügelknabe aus purer Bosheit ihrem Dreschflegel entzog und das Geschäft verdarb, werden sie ernstlich böse und prügeln lustig weiter. Es sind Klassiker unter ihnen; für die gibt es keine Scheidewand, sie haben Konnexionen mit dem Orkus und in jedem besseren Grabe Zutritt. Sie zitieren bekanntes Latein und die Schatten, um sich ins rechte Licht zu setzen, sowie andere Dinge, die man schon weiß, aber nun mit Umständlichkeit repetieren muß. Nach vielen redlichen Worten ziehen sie dann einen Schluß, wo man schon längst den seinen gemacht hat. Es sind doch glückliche Menschen, diese Literarhistoriker! Wenn man bedenkt, daß nach 107 Jahren vielleicht einmal Karl May wird seinen Totenschädel ausstellen lassen müssen, der Literarhistoriker aber, der ihm schon bei Lebzeiten auf die Knochen fühlte, trotz dieser Leistung den seinen nicht, dann möchte man lieber sein bischen Fantasie drangeben und ein Dozent werden statt eines munteren Jungen.

Dieser Dozent, der man vorderhand aber noch nicht sein möchte, ist ein gewisser Herr Doktor Stefan Hock, aus Wien. Er hat im Mai-Heft der Monatsschrift „Der Strom" einen Kolportageartikel flüssig gemacht. Auf seinem Rücken trägt dieser die Literatur dahin. Man sieht wieder, was für eine Nußschale diese Literatur sein muß, wenn sie auf solchen Wassern Platz hat. Sechs Seiten lang schwillt ihm der Strom der Rede; rette sich, wer kann, auf ein Festland essigsaurer Tonerde. Aber ich möchte doch zumindest so ehrlich sein, wie Herr Dr. Hock. Denn da die Zeitschrift nur ein kleines Format hat, die Literatur aber doch in ihrer sonoren Vertretung hörbar werden soll, geht alles auf eine kleine Seite und man darf überzeugt sein, ein Dozent ist literarisch gut genährt und hälts nur zurück, man mag also

weitere Darmverwicklungen gewärtigen. Das ist auch der Grund, warum auf diese a posteriori-Urteile, diese Hinterteile einer Gesinnung, gleich die Antwort vorweggenommen werden soll. Jener Kolportageartikel ist denn doch zu schwach, um für sich allein zu sprechen; darum spricht er dafür, daß noch mehrere nachfolgen sollen. Mir aber ist es mit diesem einen Male genug, ich brauche keine schwächeren Talentproben, um eine Antwort zu finden. Dieser Artikel ist typisch; es ist das Einzige worauf ich ihm hineinfalle. Für alle Kommenden habe ich einen Kiesel unter der Herzgrube. Ein für allemal, ich stelle eine Batterie von Spuck- und Nachttöpfen zur Verfügung, und wie dann auch gewirtschaftet wird, es ist mir egal, denn der Verkehr ist hinfort geregelt.

Der Artikel besteht aus den unartikulierten Vorwürfen eines überlebenden Prozeßgegners. Am Anfang steht natürlich ein lateinisches Zitat. De mortuis nil nisi bene. Und nun muß man die Verlegenheit sehen, die den Mann ergreift, da er eine alte lateinische Humanitätsregel zu desavouieren hat. Er ist dreist, aber er ist doch nicht ganz sicher vor solchen Gespenstern. Eine reine Zufriedenheit kommt dabei nie heraus, wenn dem Ehrgeiz vor der Verlegenheit Rechnung getragen wird. Es schauert ihn doch ein bischen, daß er sich mit ein paar Gebeinen konfrontieren muß, bloß weil May ihm den Tort antat und vor der Nase wegstarb. Denn, de mortuis nil nisi bene, von den Toten bleibt „nischt als die Gebeene". Alles andere ist abgeleckt. Aber als die Sargdeckel zuklappten, da gerieten die langen Zungen dazwischen, und oweih, sie können nicht mehr zurück. Sie müssen weiter lecken, so schön rund um den fantastischen Totenschädel herum, ob auch die Zähne klappern, und wenn sie eine Stelle kahl geleckt haben wie ein Bibliothekszimmer, weisen sie mit Triumph darauf hin. Sie zittern, weil sie ein begrabenes Römerwort schänden. Aber kokett sehen sie sich dabei nach allen Seiten um, ob man ihre Frechheit auch genügend würdige. Bitte schön, sagen sie und machen auf den actus gefälligst aufmerksam.

Nun, Herr Hock, Dozent Dr., fährt schweres Geschütz auf, altehrwürdige Stücke, moralische Katapulte, denn er ist ein Klassiker. Der Henrystutzen liegt ihm nicht. Man kann dem

Manne nur Recht und den Hofratstitel geben. Karl May hat ihm nichts gelassen als den Doktor. Auch darin wollte er mit ihm gleich sein. Nein, das geht nicht. Karl May, hast du in Fadigkeit promoviert? Siehst du, was für Einer du bist? Inkonsequent, inkonsequent, mein Lieber, das haben wir ja immer gesagt. Du hast da früher einmal „Das Geheimnis des Buchstaben U" geschrieben, oder den Kolportageroman „Der Schatz der Diphtonge". Der Schatz, zum Beispiel, das ist schon zweideutig, das könnte ja ein Mädchen bedeuten. Pornographie aber dulden wir nicht. Ueberhaupt, bist du je schon bei den Diphtongen gewesen? Na, wirds, zeige mir einen Skalp, einen einzigen wirklichen Skalp, lasse mich den Finger an deine Nase legen und schaue mir gerade in die Augen. Karl May, du lügst; das heißt,es fällt dir vielzuviel ein, und darum konntest du auch niemals Doktor werden. Obwohl wir das natürlich gewünscht hätten, denn hättest du uns statt deiner Reiseerzählungen literarische Fachsimpeleien vorgelegt, dann hättest du dir die andere Schmutzarbeit erspart!

Zu spät! Wir müssen uns von trockenen Schleichern den Genuß deiner Bücher stören lassen. Man neidet dir, daß du Welten im Handumdrehen und ohne Semestralzeugnisse erledigt hast; auch die der Doktoren, auch diese. Aus dem Moder deiner Vitalität blühen ungenießbare Pilze: es sind die Doktorhüte. Wir aber sind in deinen Sombrero verliebt, weil er uns gut zu Gesicht steht und nicht aus dem Trödelladen der Wirklichkeit kam, sondern frischweg erfunden war. An der volkstümlichen Kraft deiner Fantasie kamen wir zum Bewußtsein der Dekadenz unserer Literaturkollegien. Auf dem Wege von Fichte bis zum Fuchtelmännchen ist ihre Einbildungskraft erloschen; die Einbildung des Professors aber ist geblieben. Jetzt bist du, Niemals-Kanonisierter, das große Ich, das Welt-Ich und Menschheits-Ich; sie aber sind die kleinen, ewig fremden Ers. Wir habens früher vielleicht gar nicht so recht gewußt, wie bedeutsam ein Mensch für uns ist, der alle Oeden zu Feinden hatte; Herr Professor aber treiben seinen Preis in die Höhe. Karl May, du hast prächtig wahrgelogen; Herr Professor aber haben in Ihrer Bescheidenheit ganz recht. Dafür haben auch wir ganz seltsame Wünsche an dero hochlöbliches Kollegium;

ich mache darauf aufmerksam, wir sind Fantasten; Götz von Berlichingen ist mit uns verglichen nur ein Germanist.

Die Presse hatte diesmal dem Drucke einer öffentlichen Meinung nachgegeben, als sie für May eintrat. Selbst der Bürger hatte wichtigere Sachen zu tun, als einem Schriftsteller sein Vorleben nachzurechnen. Die ganze Welt war dieses einzige Mal in einem gesunden Urteile solidarisch. Da kam die Fachliteratur. Der Kuli, dem ein Hindukusch gebührt hätte, als Massiv an den Kopf geworfen, bekam statt dessen ein ganzes Pundjab, eine Stromlandschaft zugewiesen. Der Strom schwamm mit ihm. Der heulende Wisch war ein Coup! Diese eine Stimme mußte aller Berechnung nach umso lauter gellen, mußte umso mehr durch Mark und Bein dringen, als alle andern sich sichtlich Zurückhaltung auferlegt hatten. Sie mußte donnern — und sie tats. An der Akademielosigkeit unseres Gemütes aber blitzte sie ab. In derselben Nummer des Stroms, in der Herr Doktor Stefan Hock sich mit loyalen Absichten gegenüber der Literatur, die sich ihn verpflichtet hat, trägt, steht auch ein Gedicht von Albert Ehrenstein. Albert Ehrenstein hat sich in einem Briefe, in dem er dem Akademischen Verbande für Literatur und Musik in Wien das von ihm erbetene Urteil über May sagte, begeistert für May ausgesprochen. Dieses Urteil ist mir unverhältnismäßig maßgebender, denn Albert Ehrenstein ist ein blutjunger Denker, Dr. Stefan Hock aber ist ein gereifter Seminarvorstand. Ja, so sind wir nämlich; so gottlos, daß wir nicht nur nichts gegen die Katholiken, sondern auch keine Pflichten vor der Literatur haben. Literatur, das ist ein Titel ohne Mittel. May hatte aber nur diese, auf jenen konnte er verzichten. Was aber die Aussprüche der Pädagogen betrifft, so will ich das doch sicher parteilose Arsenal unseres Deutschprofessors um das Urteil Prof. Gurlitts bereichern, das dieser im 2. Aprilheft der Hamburger Halbmonatsschrift „Der Beobachter" veröffentlicht hat. Gurlitt stellt sich sehr freundlich zu May. Er ist geradezu für May. In seinem Artikel sind auch zwei lustige Briefe von Karl May untergebracht. Dort frägt dieser einmal, „wo die Fäuste zu lesen sein würden, die Gurlitt für ihn ballen wolle." Ein andermal bezeichnet er das Grab als den „dreiellenlangen Gedankenstrich hinter dem Schluß-

punkte.“ Wenn ich nichts anderes von May gelesen hätte als diese zwei Bilder und dazu Herrn Dr. Hocks Artikel, und diesem redlichen Wahrheitsfanatiker auch allen Glauben schenken würde, ich wäre doch nie und nimmermehr von der Ueberzeugung abzubringen, daß May ein größerer Sprachhäuptling sei als der Foliantenschlucker und Schlangenbändiger von Pundjab. Wo, also, wird die Zunge zu lesen sein, die Herr Professor demnächst hinter May her zu recken gedenken? Es interessiert mich nicht, das ist nur meiner Batterie halber. Ich sehe wohl, Herr Professor sind entzündet. Bitte öffnen Sie das Zündloch. Zeigen Sie die Zunge! Artikulieren Sie A, laut und vernehmlich — so, brav, nun sehen Sie, da hätten wir ja das herrlichste Bild einer seelischen Entzündung. Ja, nun müssen wir aufpassen, daß nicht etwa ein Mumps daraus wird. Diät, nur Diät, keine Kritiken! Also Herr Professor — drei Mal täglich Untersuchung über Buchstabe Alpha bis Omega in Karl Mays Werken!

Robert Müller

# An die Leser des „Brenner"

Mit diesem Heft, dem ein Inhaltsverzeichnis des abgelaufenen Halbjahrs beiliegt, beschließt der „Brenner" seinen zweiten Jahrgang.

Der dritte Jahrgang beginnt am 1. Oktober.

Wir bitten unsere Freunde, davon Kenntnis zu nehmen und eine Unterbrechung zu entschuldigen, die durch keinerlei Schwierigkeiten, die das Fortbestehen unserer Zeitschrift in Frage stellen könnten, bedingt ist, sondern die im Gegenteil einer Neuregelung und endgültigen Normierung der Erscheinungsweise dient, wie sie durch die Erfahrungen der ersten beiden Jahre geboten ist.

Vom 1. Okt. an gelten folgende Bestimmungen:

Der „Brenner" erscheint wie bisher halbmonatlich, mit Ausnahme der Monate August und September; somit erscheinen jährlich 20 Hefte (statt 24 wie bisher). Da die einzelne Nummer auf das Doppelte ihres ursprünglichen Umfangs angewachsen ist, muß der Bezugspreis insoferne etwas erhöht werden, als der jährliche Abonnementpreis für 20 Hefte derselbe bleibt wie der bisherige für 24 Hefte, nämlich 8 Kronen, während das Einzelheft 50 Heller kosten wird (statt 40 Heller wie bisher). Diese neue und definitive Regelung der Erscheinungsweise sowie der Bezugsbedingungen bietet zugleich den Vorteil, daß nun mit jeder Nummer ein Abonnement beginnen kann, da sich dieses nicht mehr auf Vierteljahrsfristen erstreckt, sondern auf eine Mindestzahl von 5 Heften (für die der Abonnementpreis 2 Kronen beträgt).

Da die literarische Physiognomie des „Brenner" natürlich keine Aenderung — es sei denn die einer Vertiefung — erfahren wird, und außerdem die Veranstaltung einiger interessanter literarischer Abende für Herbst und Winter bereits gesichert ist, so glauben wir mit dieser Erklärung nichts von jener Anteilnahme einzubüßen, um die wir uns äußerlich nie bewarben, die innerlich zu rechtfertigen jedoch auch fürderhin unser Bestreben sein wird.

Soeben ist erschienen:

# PHILISTER

VON

# CARL DALLAGO

Preis 80 Heller (70 Pfg.)

**Brenner-Verlag Innsbruck**

KARL KRAUS

# PRO DOMO ET MUNDO

APHORISMEN

* * *

geh. M 2.50, in Leinen geb. M. 4.—,
in Halbfranz M 5.50

Verlag ALBERT LANGEN in MÜNCHEN

# DIE FACKEL

## HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der soeben erschienenen Doppel-Nummer 349/350:

**KARL KRAUS:** Nestroy und die Nachwelt
(Zum 50. Todestage)

**AUGUST STRINDBERG:** Eselsdorf

**JOHANN NESTROY:** Monologe, Sätze, Couplets

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

Versand nur echter Tiroler Loden

# Rudolf Baur

**Innsbruck, Rudolfstr. 4**

**Telephon Nr. 34**

**Franz Urban**

**Photogr. Artikel**

**Innsbruck**

Innstraße Nr. 27

**O. Wilfling**

**Juwelier und Goldschmied**

Erzeuger von Innsbrucker und Tiroler Spezialitäten

**Innsbruck**

**Landhausstraße Nr. 1**